

Tages Woche

Freitag 3.7.2015 5. Jahrgang

www.tageswoche.ch

Nr. Gerbergasse 30

27 4001 Basel

T 061 561 61 61

5.-



EMIL

**Emil Steinberger:
Der Grandseigneur
des Schweizer Kabarettis
will es noch einmal
wissen – der Wahlbasler
im grossen Interview.**

Seite
30

IST ZURÜCK

Migration

**Flüchtlinge stehen ganz oben auf der Sorgenliste –
obwohl die Schweiz weniger Asylsuchende
aufnimmt als andere europäische Staaten.**

Seite
6

ANZEIGE



Frank Stella

Malerei & Zeichnung, 09.05. – 30.08.2015

museum für gegenwartskunst
kunstmuseum basel

Die Ausstellung wird unterstützt durch:

 NOVARTIS
IWB

Isaac Dreyfus-Bernheim Stiftung

Freier Eintritt ermöglicht durch den
«Fonds für künstlerische Aktivitäten im
Museum für Gegenwartskunst der
Emanuel Hoffmann-Stiftung und der
Christoph Merian Stiftung»

iwb

Mach Dich mit Basil fit für den Sommer.

Die Basil Sommerpakete – ab sofort im IWB CityCenter
in der Steinenvorstadt 14 erhältlich iwb.ch/basil

Aus eigener Energie.



INHALT

Flüchtlinge

FOTO: STEFAN BOHRER

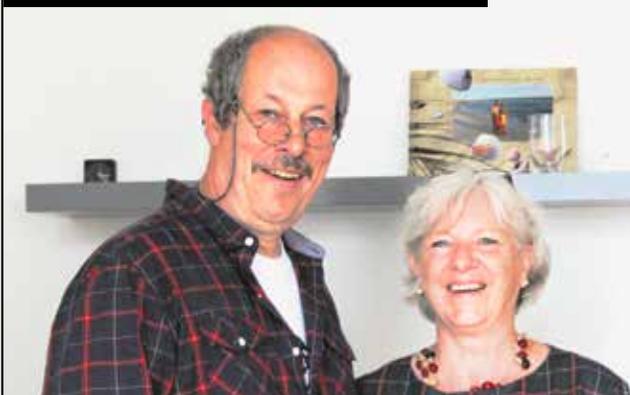


Immer mehr Menschen sind weltweit auf der Flucht. Anders als andere europäische Länder nimmt die Schweiz nur ein paar Flüchtlinge mehr auf.

Seite
6

Backwarenoutlet

FOTO: DANIELA GSCHWENG



Ein Basler Paar gibt aussortierten Backwaren eine zweite Chance.

Seite
16

Kunstmuseum Basel

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



Josef Helfenstein übernimmt und freut sich auf die Kunstszene Basel.

Seite
18

Kino

Die «Minions» erobern unsere Herzen – mit einem guten alten Trick.

Seite
40

Porträt: Debrah Scarlett S. 4
Bestattungen S. 34
Kulturflash S. 41
Sie, er, es S. 43
Impressum S. 43
Wochenendlich S. 45
Zeitmaschine S. 46

ANZEIGE





Oscar Olano,
Verwaltungs-
ratspräsident

Veränderungen bei der TagesWoche

Der Verwaltungsrat der Neuen Medien Basel AG hat die Aufgaben bei der TagesWoche Anfang Jahr übernommen. Pascal Mangold und ich haben in den letzten sechs Monaten intensiv die Abläufe und Strukturen analysiert und viele Gespräche mit der Geschäftsleitung und ausgewählten Mitarbeitenden geführt. Unser Fazit ist: Die Zukunft der TagesWoche ist gesichert, sie wird stärker auf das digitale Geschäft fokussiert, an der gedruckten Wochenausgabe halten wir fest.

Um die Online-First-Strategie weiter umzusetzen, braucht es interne Anpassungen. Das Anzeigengeschäft unter der Leitung von Kurt Ackermann wird samt den Mitarbeitenden aus der Neuen Medien Basel AG ausgegliedert. Die Redaktions- und Geschäftsleitung wird entsprechend angepasst. Die TagesWoche sucht eine Führungspersönlichkeit, welche die Redaktions- und die Geschäftsleitung zugleich übernimmt. Im Rahmen der Zusammenlegung von Geschäftsleitung und Chefredaktion verlassen der aktuelle Geschäftsführer Tobias Faust und der aktuelle Redaktionsleiter Dani Winter die TagesWoche. Remo Leupin, derzeit Mitglied der Chefredaktion und Leiter Print, übernimmt deren Funktionen interimistisch bis Ende September.

Remo Leupin hat bereits früher beschlossen, die TagesWoche im Herbst zu verlassen: Er übernimmt ab 1. Oktober 2015 bei den Migros-Medien in Zürich eine Kaderfunktion als Leiter Print und stellvertretender Blattmacher.

Dani Winter war Teil des Teams, das die TagesWoche vor dem Launch am 28. Oktober 2011 konzipierte. Danach leitete er das Webteam. Ab Juni 2013 setzte er als Redaktionsleiter den Strategiewechsel zu Online First um, schuf die Strukturen für eine konvergent arbeitende Redaktion und etablierte die TagesWoche als Onlinemedium mit modernen Erzählformen. Tobias Faust gehört zu den Gründern der TagesWoche und hat das Unternehmen von Grund auf aufgebaut. Wir danken Dani Winter und Tobias Faust herzlich für ihren Einsatz.

tageswoche.ch/+nu9cv

Online



«Neu im
Verwaltungsrat:
Oscar Olano und
Pascal Mangold»,
tageswoche.ch/
+b0obt

Online



«Remo Leupin
verlässt
die TagesWoche»,
tageswoche.ch/
+xz184

Debrah Scarlett

von Olivier Joliat

Sie sang für Norwegen am Eurovision Song Contest, nun zieht es die Baslerin Joanna Deborah Bussinger definitiv in den Norden, um als Debrah Scarlett ihre Musikkarriere zu lancieren.

Hell strahlte Debrah Scarlett im weissen Kleid auf der Wiener ESC-Bühne. Den achten Rang holte sie im Duett mit Partner Mørland, und ihre Ballade «A Monster Like Me» wurde von der ESC-Jury gar zur besten Komposition des Wettbewerbs gekürt.

Tempi passati. Die Scheinwerfer der ESC-Showbühne sind erloschen. Nun sucht die 21-Jährige am Rheinufer Schatten, um sicher vor der Sommersonne einen ihrer letzten Tage in Basel gemütlich ausklingen zu lassen. «Die Kisten sind gepackt. Aber ich weiss nicht, wo ich das Sofa deponieren kann.»

Zügelsorgen drücken – und die Hitze. Also nochmals eine Runde Getränke. Wieder am Tisch klagt sie: «Jetzt habe ich tatsächlich den Snus vergessen.» Der Frust über den fehlenden Mundtabak ist schnell runtergespült, denn eigentlich hat die junge Frau viel Freudiges zu erzählen. So ist in Norwegen für den Herbst ihre Debüt-Single geplant. «Ich hatte in Basel schon viele Aufnahmen gemacht, aber nichts veröffentlicht, da ich meine Ideen noch nicht richtig umsetzen konnte.»

Die Überredungskünste der Mutter

Mit 15 Jahren begann sie mit Klavierspielen und dem Schreiben erster Songs. Ein Jahr später stand sie einer Kollegin auf der Open-Mic-Bühne im «Parterre» zur Seite. Da eine andere Newcomerin ausfiel, füllte sie die Lücke spontan mit einer Solonummer. Es folgten Konzertanfragen.

Musik stand da noch nicht im Hauptfokus ihrer Kreativität. Bussinger testete am Vorkurs der Hochschule für Gestaltung und Kunst alle Möglichkeiten. «Das Malen zieht sich mütterlicherseits schon über drei Generationen und auch mein Vater ist in der Kunst daheim.»

Zum Gesangsunterricht motivierte sie die Mutter einer Freundin. «Ich hätte mir den Unterricht nicht leisten können, arbeitete schon im Service, um mir den Vorkurs zu finanzieren.» Mithilfe dieser Mutter fand sie Mäzene, besuchte parallel zum Vorkurs die Jazzschule und entwickelte ihre eigene Musik.

«Mir schwirrt immer viel im Kopf, bevor ich schlafen gehe. Musik ist für mich das Mittel, um meine Fantasien und Erlebnisse



Wird den Rhein vermissen: Joanna Deborah Bussinger alias Debrah Scarlett zieht definitiv nach Norwegen.

FOTO: NILS FISCH

zu spiegeln.» Das wollten immer mehr Leute sehen und hören. Als Debrah Scarlett machte sie sich in Basel einen Namen als Singer/Songwriterin, baute ein Netzwerk auf, sang etwa beim Viel-Musiker-Projekt The Rumours mit. Dann zog sie letzten August nach Norwegen.

Fremd ist ihr das Land nicht. Sie lebte dort schon während der Primarschule, als ihre Mutter nach der Trennung vom Vater mit den drei Kindern in ihre Heimat zog. Mit elf Jahren wollte sie aber zurück zum Vater nach Basel. «Wir lebten eine Stunde ausserhalb Oslos und ich vermisste das Städtische», erzählt Bussinger, «meine Mutter wusste, hab ich mir was in den Kopf gesetzt, kann sie mich nicht davon abhalten. Aber sie vermutete wohl, dass ich nach einem halben Jahr wieder anklopfe.»

Besser spekulierte die Mutter, als sie ihre Tochter für die norwegische Talentshow The Voice anmeldete. «Nach der Jazz-

schule rümpft man über solche TV-Shows eher die Nase. Trotzdem sagte ich zu, da man alle Songs selbst auswählen und interpretieren kann.» Es reichte immerhin ins Halbfinale. «Gewinnen wollte ich gar nicht. Dann hätte ich nun einen Knebelvertrag mit Universal und könnte mich nicht frei entwickeln.»

«Nach der Jazzschule rümpft man über Shows wie The Voice die Nase. Trotzdem sagte ich zu.»

So war es eine Erfahrung, die sie musikalisch offener machte und gleichzeitig das eigene Profil schärfte. «Wenn beim Singen dauernd eine Kamera vor deinem Gesicht ist und danach Leute hinter Mikrofonen

fragen, wer du bist, musst du dich intensiver mit deinem Selbstverständnis und Wirken als Künstlerin auseinandersetzen, als wenn du im intimen Jazzclub spielst.»

The Voice brachte nicht nur die Anfrage für den Eurovision Song Contest mit sich. Sie fand darüber auch die passenden Musiker, um ihre eigenen Songs richtig umzusetzen. «Nun bin ich bereit für eine Veröffentlichung. Norwegen ist nicht nur wegen der international bestens vernetzten Musikszene der passende Startort. Meine Musik ist auch inspiriert von der Tiefsinnigkeit des Nordens.»

Wehmütig vermisst sie aber schon jetzt die Leichtigkeit am Rhein: «Hier entwickeln sich aus spontanen Treffen oft die schönsten Tage und Nächte.» Aber ganz muss sie ja nicht darauf verzichten. Es stehen diesen Sommer noch ein paar Festivalkonzerte mit The Rumours an.

tageswoche.ch/+ltgsp

×

Die Zahl der Flüchtlinge bereitet den Schweizerinnen und Schweizern Sorgen. Dabei nimmt unser Land im Verhältnis zu Resteuropa seit drei Jahren weniger Asylsuchende auf.

**VERFOLGT
UND**

**NICHT
ERWÜNSCHT**



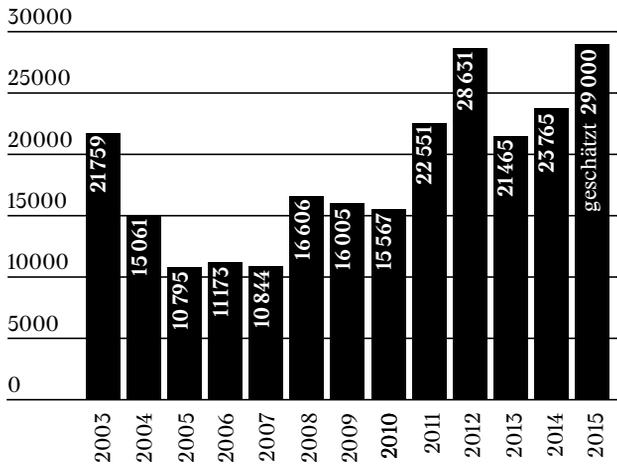
Hamid* floh mit seiner Familie aus dem Irak in die Schweiz. Als Kurden würden sie in ihrer Heimat vom Islamischen Staat verfolgt, erklärt er.

FOTOS: STEFAN BOHRER

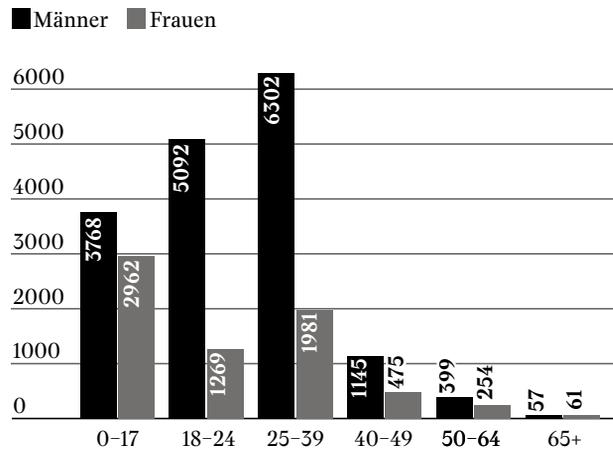


Michael* verweigerte den Kriegsdienst in Eritrea. Laut eigenen Angaben sass er einige Jahre im Gefängnis, bevor er mit dem Boot das Mittelmeer überquerte.

Neue Asylgesuche pro Jahr



Asylgesuche nach Alter und Geschlecht (2014)



Von Jeremias Schulthess

Michael* sitzt an einem Plastiktisch im Café des Seelsorgedienstes beim Asylzentrum Bässlergut, verschränkt die Arme und blickt uns finster an. Er trägt Armeehosen, eine schwarze Lederjacke und Flip-Flops an den Füßen.

Michael spricht kein Deutsch und kein Englisch. Sein Kumpan, der mit uns am Tisch sitzt, übersetzt für uns ins Englische. Wir fragen Michael, ob er erzählen möchte, wie er in die Schweiz und nach Basel kam. Michael winkt ab. Sein Freund ermuntert ihn. Wir trinken Kaffee, die Stimmung lockert sich auf. Schliesslich beginnt er dann doch, seine Geschichte zu erzählen. Während er spricht, gestikuliert er mit dem Finger in der Luft und legt Pausen ein.

In Eritrea sei er im Gefängnis gesessen, abgehauen und über den Sudan, Libyen und Italien in die Schweiz eingereist, erzählt Michael – eine Odyssee, die sich über zwei Jahre erstreckt habe. Es ist die Geschichte, die beinahe alle Eritreer erzählen, die in die Schweiz flüchten.

Wir können seine Geschichte nicht überprüfen, das Einzige, was wir mit Bestimmtheit wissen, ist: Michael suchte wie viele seiner Landsleute ein sicheres Leben – wirtschaftlich und sozial. In seinem Heimatland wird Michael verfolgt, in der Schweiz ist er unerwünscht.

Seit Jahren schimpfen Rechtsbürgerliche, Eritreer seien keine «echten Flüchtlinge», sie würden in ihrer Heimat nicht verfolgt, kämen nur des Geldes wegen und hätten deshalb in der Schweiz nichts zu

suchen. Humanitäre Tradition Ja, «Wirtschaftsflüchtlinge» Nein – so lautet das Mantra von SVP und Co.

Immer dann, wenn die Zahl der Asylgesuche steigt, wächst der Unmut gegen unerwünschte Flüchtlinge. Aktuelles Beispiel: Im Mai stellten 807 Personen aus Eritrea einen Asylantrag in der Schweiz, SVP-Präsident Toni Brunner sprach kurz darauf von einem «Asylschlamassel», die SVP-nahe «Weltwoche» schrieb eine Titelseite über «falsche Flüchtlinge» – die rechte Hälfte der Volksseele kochte.

Die grundsätzliche Behauptung, dass nur «Wirtschaftsflüchtlinge» in die Schweiz kämen, ist falsch.

Bereits im Juli 2014, als die Asylgesuche aus Eritrea ein Rekordhoch erreichten, stand das Thema wochenlang in den Schlagzeilen. Zeitweise kamen über 1000 Eritreer pro Monat, dann sank die Zahl unter 200 im Monat, die Gemüter beruhigten sich.

Seit 2005 anerkennt die Schweiz Kriegsdienstverweigerer aus Eritrea als Flüchtlinge, die Zahl der Asylgesuche steigt seither kontinuierlich, von jährlich knapp 200 vor 2005 auf über 7000 im Jahr 2014.

Die Frage, ob Eritreer nun «echte Flüchtlinge» seien, beschäftigt Bundesbern seit Langem. Eine Einigung ist nicht in Sicht. Journalisten und Menschen-

rechtsbeobachter können sich kein Bild vor Ort machen, der totalitäre Machthaber Isayas Afewerki lässt in der Regel keine westlichen Beobachter einreisen.

Der eritreische Flüchtling Michael spricht von Folter, die er im Gefängnis erlitten habe, Einzelheiten will er jedoch keine erzählen. Ein aktueller Bericht der Vereinten Nationen bestätigt: Grobe Menschenrechtsverletzungen wie Folter sind in Eritrea «weit verbreitet». Eines steht fest: Die Anerkennung von eritreischen Kriegsdienstverweigerern erfolgt nicht leichtfertig, wie dies einige Asylkritiker behaupten.

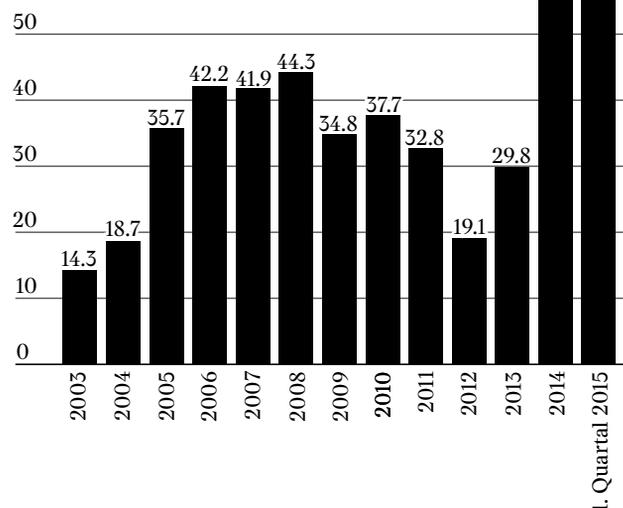
Auch die grundsätzliche Behauptung, dass seit einigen Jahren nur «Wirtschaftsflüchtlinge» in die Schweiz kommen, ist falsch. Das lässt sich aus den Zahlen herauslesen, die das Staatssekretariat für Migration (SEM) veröffentlicht.

Seit Jahren steigt die Anerkennungsquote der Asylbewerber, das heisst: Von den Personen, die hier ankommen, erhalten immer mehr Asyl, ergo kommen immer mehr Flüchtlinge in die Schweiz, die an Leib und Leben bedroht sind. «Unser Asylsystem steht jetzt überwiegend im Dienste derjenigen, für die es gedacht ist», sagt Léa Wertheimer, Sprecherin des SEM, angesichts der steigenden Schutzquote.

Hamid* ist einer derjenigen, die aus einem Kriegsgebiet in die Schweiz kamen. Er ist mit seiner Frau und seinem Sohn aus Mossul im Irak geflohen. Laut eigenen Angaben wurde er als Kurde vom Islamischen Staat verfolgt. Wir treffen ihn nahe des Empfangs- und Verfahrenszentrums (EVZ) am Bässlergut. Er spaziert mit seiner Familie durch den Wald, geniesst den Sommer-

Schutzquote

Anteil Asylgewährungen und vorläufige Aufnahmen (in Prozent)



tag, das Leben fernab von Kalaschnikows und Kriegswirren.

Im EVZ teilen er und seine Familie das Zimmer mit zehn anderen Bewohnern. Das sei nicht immer einfach, sagt Hamid. Er hoffe deshalb, dass ihr Asylantrag rasch erledigt wird und sie bald verlegt werden.

Hamid und seine Familie sind kein Einzelfall. Es flüchten derzeit so viele Menschen aus Kriegsgebieten wie seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr. Laut Schätzungen des UNO-Flüchtlingshilfswerks befinden sich weltweit über 51 Millionen Menschen auf der Flucht. Die wenigsten davon kommen nach Europa (1,2 Prozent), die allerwenigsten in die Schweiz (etwa 0,05 Prozent). Trotzdem ist die Asylpolitik für die Schweizer eines der dringendsten Probleme, das ermittelte kürzlich das Institut gfs.bern in einer Umfrage.

Die Angst vor den Flüchtlingen bleibt, denn sie ist diffus. Die Zahlen sind hingegen eindeutig. Derzeit befinden sich 47 000 Menschen im Asylprozess in der Schweiz, das ist etwa jede 170. Person in der Schweiz. In Basel-Stadt leben 700 Asylbewerber im EVZ, das ist etwa jede 270. Person in Basel.

Seit 2003 bewegt sich die Zahl der neuen Asylgesuche um 20 000 Personen, in diesem Jahr erwartet das SEM 29 000 Flüchtlinge – ein Anstieg, verglichen mit den Vorjahren. Jedoch kein dramatischer. In anderen europäischen Ländern steigt die Zahl der Flüchtlinge stärker als in der Schweiz. Der Anteil der Schweiz an den Gesamtzahlen nimmt sogar ab. 2012 betrug der Anteil der Schweiz an allen Asylgesu-

chen in Europa 8,2 Prozent, bis 2014 ist er auf 3,8 Prozent geschrumpft. Mit anderen Worten: Während insgesamt viel mehr Menschen auf der Flucht sind, nimmt die Schweiz nur ein paar mehr Menschen auf.

Derzeit flüchten so viele Menschen aus Kriegsgebieten wie seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr.

Was die Flüchtlingszahlen pro Kopf angeht, ist die Schweiz noch immer unter den ersten vier Ländern in Europa. Das heisst: Die Schweiz nimmt gemessen an ihrer Bevölkerung vergleichsweise viele Flüchtlinge auf. Doch in anderen Ländern steigt das Verhältnis von Flüchtlingen zur Gesamtbevölkerung, in der Schweiz stagniert es.

Mohammed sitzt bei uns am Tisch im Seelsorge-Café. Er stammt aus Palästina und ist seit sieben Tagen im EVZ in Basel. Er zupft seinen Bart zurecht, faltet die Hände ineinander und spricht mit leiser Stimme: «In Palästina gibt es für mich grosse Probleme.» In der Schweiz sei er in Sicherheit, kein Krieg, keine Bomben. Über Details spricht Mohammed nicht, möglich, dass er seine Kriegserlebnisse ausblendet. Bei den Anhörungen beim SEM muss er über die wunden Punkte sprechen, nur dann hat er eine Chance auf Asylgewährung.

Warum hauptsächlich junge Männer in Europa Asyl beantragen, zeigte der «Guardian» kürzlich am Beispiel eines syrischen Flüchtlings. Frauen und Kinder nehmen seltener die Flüchtlingspassage übers Mittelmeer auf sich, es sind meist Männer, die die Überfahrt wagen und ihre Familienangehörigen in die Schweiz holen, sofern ihr Asylantrag angenommen wird. In den Asylzahlen zeigt sich dieser Effekt deutlich: 2014 stammten etwa 30 Prozent aller Asylanträge von Frauen, die meisten Anträge stellten Männer im Alter von 25 bis 39.

Das spiegelt sich auch im Seelsorge-Café beim Bässlergut wider. An den Tischen sitzen meist Männer, nur vereinzelt treffen wir Frauen und Kinder an.

Als Michael mit seiner Geschichte fertig ist, gehen wir mit ihm zum angrenzenden Wald, um ihn zu fotografieren. Mit uns kommen weitere Flüchtlinge, die den Fototermin als Abwechslung zum eintönigen Alltag in der Asylunterkunft erleben.

Michael stellt sich vor die Kamera, als hätte er in seinem Leben nichts anderes gemacht. Posieren, stillhalten, in die Kamera schauen. Dann gehen wir mit ihm zurück. Das Café hat mittlerweile geschlossen, Michael und seine Kollegen stellen sich vor den Zaun und beobachten die vorbeifahrenden Autos – Alltag für die 400 Asylsuchenden, die im EVZ wohnen. In einer halben Stunde kehren sie ins Zentrum zurück, dann gibt es Mittagessen.

tageswoche.ch/+m0lv

*Namen geändert



Mohammed (27) stammt aus Palästina und floh ebenfalls über das Mittelmeer nach Europa. Hier hofft er auf ein besseres Leben in Sicherheit.

Exil-Eritreer wehren sich gegen das totalitäre Regime ihres Heimatstaates. Auch von der Schweiz aus.

Kampf gegen die Angst

Tekle Tekie wischt mit dem Zeigefinger über sein Smartphone. Rhythmische Klänge übertönen das Brummen des Motors, einige Passagiere klatschen zum Lied. Die meisten dösen in ihren Sitzen. Wir fahren zusammen mit etwa 50 Eritreern im Reisebus, das Ziel heisst: Place des Nations in Genf.

Tekie schiesst schnell ein paar Fotos und schickt sie an Freunde weiter. «Die Busse aus Schweden sind schon angekommen», sagt Tekie und zeigt mir ein Video von einer Gruppe Eritreern, die aus einem Reisebus aussteigen. Am Freitag fand eine Demonstration in Genf statt, bei der Exil-Eritreer aus ganz Europa gegen das Regime in ihrem Heimatstaat protestierten.

Wie alle anderen im Reisebus nahm auch Tekie die Flucht aus seinem Heimatland auf sich. Der heute 30-Jährige musste gleich nach dem Grundschulabschluss mit 14 Jahren den Militärdienst absolvieren. «Weitere Schulbildung oder angemessene Bezahlung blieben mir verwehrt», sagt Tekie. Sein Wunsch nach mehr Freiheit hat

Tekle Tekie (rechts) und Haile Yaynishedt gründeten einen Verein, der ihrer Heimat Frieden bringen soll.

FOTO: STEFAN BOHRER



ihn mehr als einmal ins Gefängnis gebracht. Nach sieben Jahren National Service beschloss er zu fliehen. Seine Flucht begann mit einer Reise in den Sudan, danach durch die Sahara nach Libyen und von da aus über das Mittelmeer nach Italien.

Tekie erzählt Geschichten von Schlep- pern, Wasserknappheit, langen Wartezeiten und dem Tod. «90 Prozent werden den gleichen Weg wie ich gegangen sein», sagt er. Laut der UNO waren 2014 rund 360 000 Eritreer weltweit auf der Flucht. Das zeigt sich auch in der Schweiz: Eritreer machen die grösste Gruppe von Asylsuchenden aus.

Wunsch nach Selbstbestimmung

Die Flucht sei schrecklich gewesen, sagt Tekie. «Doch ich wollte eine Zukunft, ich wollte mein Recht auf Freiheit einfordern.» Im Erstaufnahmeland Italien habe er diese Freiheit vermisst: «Die Arbeitslosigkeit ist hoch, und die Asylheime sind voll.» Es zog ihn nach Mailand, wo er auf einen alten Bekannten aus Eritrea traf.

Dieser empfahl ihm, ein Zugticket in die Schweiz zu kaufen. «Ich wusste nicht, wo Basel liegt, doch ich wollte einfach weg von Italien. Ich kaufte mir ein Zugticket und fuhr los. So landete ich hier», erzählt Tekie. Nur kurz darauf kamen auch seine Frau und seine Tochter aus Eritrea in die Schweiz. Heute leben er, seine Frau und die drei Kinder in Tecknau.

Tekie ist der Schweiz dankbar für das Asyl. Er sei aber frustriert, weil er in Tecknau zur Untätigkeit verdammt sei. «Ich wollte mich weiterbilden, doch das ist mir nicht möglich wegen meiner schlechten Sprachkenntnisse. Aber einen weiteren Deutschkurs kann ich mir nicht leisten», sagt er. Selber zu entscheiden liege nicht drin. Er und die anderen Flüchtlinge müssten einfach die ihnen zugewiesene Arbeit verrichten. Tekie sieht wenig Chancen, sich jemals weiterbilden zu können: «Mit nur einem Grundschulabschluss wird mir das nicht möglich sein.»

Doch die geflüchteten Eritreer verbindet mehr als die Sorge um ihre Zukunft in der Schweiz. Der Gedanke, eines Tages zurückkehren zu können, sei allgegenwärtig, erklärt Tekie. Und dafür kämpfen er und sein Freund, der 37-jährige Haile Yaynishet. Vor zwei Jahren gründeten sie einen Verein, der Eritrea Freiheit bringen soll. Damals sassen sie beide im Komitee, Yaynishet war der Vereinspräsident.

Ein Traum, den die Eritreer schon seit Langem haben: Nach einem dreissigjährigen Krieg erlangte Eritrea 1993 die Unabhängigkeit von Äthiopien. Seit damals ist Isayas Afewerki Präsident. Statt der erwarteten Freiheit folgte weiterhin Unterdrückung. Dieses Mal jedoch durch den eigenen Staat.

Die Unterdrückung endet nicht an der Landesgrenze. Eritreer im Ausland werden vom Regime dazu gezwungen, eine Steuer zu bezahlen. Eingetrieben werde diese mit Erpressung und der Drohung, sonst nie wieder zurückkehren zu können. «Leute, die mit mir geflüchtet sind und den Staat

verflucht haben, arbeiten aus Angst plötzlich für das Regime», sagt Yaynishet. Es seien vor allem ältere Leute, die immer noch dem Regime folgen. «Ich denke, viele wollen noch einmal nach Hause, bevor sie sterben. Wer gegen den Präsidenten aussagt, hat sich diese Chance verspielt.»

Die Vereinten Nationen verurteilten die Eintreibung der Steuer, denn es wird befürchtet, dass das Geld in islamistische Terrororganisationen fliesst. In einem aktuellen Bericht über die Lage in Eritrea wirft die UNO dem eritreischen Regime massive Menschenrechtsverstösse vor. Es handle sich um einen totalitären Staat. Willkürliche Hinrichtungen und Folter seien an der Tagesordnung, heisst es.

Doch der Bericht ist umstritten. Am 22. Juni wehrten sich einige Hundert Eritreer gegen die Darstellungen – ebenfalls in Genf, ebenfalls auf der Place des Nations. «Sanktionen, die auf Lügen basieren, sind die Verletzung der Menschenrechte», stand auf den Schildern der Demonstranten.

Yaynishet kann das nicht nachvollziehen. Was die Flüchtlinge dazu bringe, die Zustände in ihrem Heimatland zu verleugnen, verstehe er nicht. «Unsere Aufgabe ist es, den Flüchtlingen die Angst vor dem Regime zu nehmen und sie zum Freiheitskampf zu animieren.»

Seit 1991 flohen 360 000 Menschen aus Eritrea. Das zeigt sich auch in der Schweiz: Eritreer machen die grösste Gruppe von Asylsuchenden aus.

Dieses Vorhaben zeige Erfolg: «Wir werden immer mehr. Die Menschen verlieren die Angst und wehren sich», sagt Yaynishet. Der Verein agiert weltweit. Der Hauptsitz ist jedoch in Äthiopien: «Dort werden Rebellentruppen ausgebildet», so Yaynishet.

Die Aktionen der Eritreer in der Schweiz seien bekannt, sagt Tekie. «Isayas fürchtet sich vor uns. Wir bieten ihm die Stirn.» Anfangs habe auch er Angst gehabt, doch das sei vorbei: «Hier in der Schweiz kann er uns nichts anhaben», sagt er.

Wiedersehen im Widerstand

In Genf angekommen, marschieren wir mit den Demonstranten durch die Strassen. Die Leute kommen von überall her: Schweizerische und schwedische Flaggen flattern in der leichten Brise. Auch deutsche, irische und französische Flaggen und der Union Jack, die Flagge Grossbritanniens, sind zu sehen. Aus ganz Europa sind Eritreer nach Genf gepilgert, um ihre Zustimmung zum UNO-Bericht kundzutun.

Tekie hat sich eine Schweizer Flagge um den Hals gebunden. Er entdeckt einen alten Freund, der nun in England lebt, sie umarmen sich. Wenig später sichtet er den

nächsten Bekannten – er scheint fast alle, die sich in Genf eingefunden haben, zu kennen. Tekie erklärt: «Ich arbeitete im Komitee unseres Vereins und kümmerte mich um die politische Kommunikation, daher bin ich mit vielen Leuten in Kontakt.»

Ein friedlicher Nachmittag

Langsam setzt sich der Demonstrationsszug in Richtung des UNO-Gebäudes in Bewegung. Yaynishet und Tekie verschwinden in der Menge und tauchen in gelben Leuchtwesten wieder auf. Sie und andere Freiwillige überwachen den Strom der Demonstrierenden, um sicherzustellen, dass alle auf einer Strassenseite bleiben.

Diese Aufgabe hält sie nicht davon ab, selber die Parolen mit zu rufen: «Isayas must go!» und «Free Eritrea, the Dictator must go!».

Als alle auf der Place des Nations vor dem UNO-Gebäude eintreffen, ist diese voller bunter Fahnen, Schilder und Demonstranten. Die auf dem Platz installierten Wasserfontänen mussten ausgeschaltet werden, damit alle Leute stehen können. Die Sonne brennt und die Redner beginnen mit ihren Parolen. Sie sprechen ihre Solidarität zur UNO aus und halten eine Schweigeminute für die Opfer des Regimes.

Die Demonstranten senken ihre Köpfe im Gedenken an die Verluste ihrer Landsleute. Manche halten Plakate nach oben, auf denen Todesopfer abgebildet sind. Andere zeigen Politiker und Journalisten, die in Eritrea verschwanden. Auf anderen sind Familienmitglieder zu sehen.

Die Ansprachen halten die Redner auf Tigrinisch, es ist die Landessprache Eritreas. Vereinzelt sprechen sie auch Englisch. Unter den Rednern sind viele Aktivisten und auch ein Priester. «Er erklärt, dass die Taten des Regimes in Eritrea nicht mit der Moral des christlichen Glaubens zu vereinbaren sei», übersetzt Tekie.

Eine Frau verteilt selbst gebackenes Brot und andere Helfer verteilen Wasserflaschen. Der ganze Nachmittag verläuft friedlich. Nachdem der letzte Redner gesprochen hat, zerstreut sich die Menge: Alle suchen nach ihrer Gruppe und ihrem Bus. Langsam schlendern wir mit Tekie und Yaynishet zum Anfangsort der Demonstration zurück.

Auf dem Nachhauseweg sitzen alle müde in ihren Sitzen. Auf dem kleinen Bildschirm vorne im Bus läuft ein eritreischer Film. «Ein kritischer Film», sagt Tekie. Er thematisiere die Gehirnwäsche, die der eritreische Staat durchführe. «Wir wollen Untertitel in vielen verschiedenen Sprachen dazu schreiben. Dann können ihn alle Leute sehen», ergänzt er.

Der Abspann läuft, draussen geht die Sonne langsam unter. «Das war ein guter Tag», sagt Tekie. «Die Eritreer haben die Angst verloren. In der Masse haben wir eine Chance gegen das Regime.» Er verschickt ein letztes Bild mit seinem Smartphone und lehnt sich zurück.

tageswoche.ch/+lozxd

×

Urs Wüthrich

Der Linke und umstrittene Reformier verlässt die Baselbieter Regierung nach zwölf Jahren. Ein Abschiedsbesuch.

Zum letzten Mal ins Büro

von Andreas Schwald

Da hängt er ja, der Che Guevara, den jetzt alle so gern zitieren. Das Bild in der Ecke des Zimmers ist nicht der romantische Klassiker, den René Burri damals festhielt. Zwar hält der so oft romantisierte Revolutionär die Zigarre in der Hand, aber die Mütze fehlt. Doch es ist nicht das Bild selbst, das sich ins Gedächtnis brennt, es ist die Tatsache, dass immer irgendjemand darauf hinweisen musste. Manchmal war es der Journalist, oft der Fotograf, aber eigentlich nie der Regierungsrat, der es in seinem Büro selbst an die Wand gehängt hatte. An diese Wand neben den überdimensionierten Kunstwerken und der wuchtigen Täferung mit den Einbauschränken, die den Raum im Erdgeschoss des Verwaltungsbauwerks an der Rheinstrasse 33b in Liestal so seltsam drückend machen.

So steht man also in diesem Büro, wirklich nicht zum ersten Mal, und wähnt sich immer noch in einem Kabinett, in dieser Mischung aus Rektorat und Direktorenresidenz. Gegenüber dieser freundliche Mann, der nach all den Jahren immer noch etwas verloren wirkt im Raum, etwas reserviert, durchaus charmant, und man denkt sich: Was denkt sich der jetzt?

Wüthrich, Sprecher in eigener Sache

Nehmen wir Platz. Wüthrich weist an den Konferenztisch, er selbst setzt sich unter ein grosses rundes Gemälde in Grün, ohne Hast, ohne Dynamik, mit der sich andere in den Sitz wuchten. Wüthrich ist nicht von grossem Körperbau, er wirkt eher massig, etwas unscheinbar auch in diesem Büro, und das grüne Bild lässt ihn noch etwas kleiner erscheinen, wenn er am Tisch sitzt.

Doch der Platz ist genau so gewählt, dass auf dem Foto Gemälde, Mann und Tisch eine Einheit bilden. Passt irgendwie sogar zu Krawatte und grüngrauen Augen. Der Lichteinfall kann Zufall sein. Oder auch nicht. Und so dominiert er den Raum, der Urs, mit dem man als Journalist bald mal per Du war, nach einem Apéro im Hotel En-

gel, zwischen Weissweinglas und Garderobe. Mit dem Urs, der den Journalisten gerne selbst auf die Finger klopfte, wenn sie in seinen Augen zu weit gingen. Der stets auf einen Mediensprecher verzichtete: «Sie haben ja alle meine Natelnummer.»

Wüthrich, der Eigenwillige, der zum Schluss seiner Amtszeit auch mal darauf verzichtete, mit den bürgerlichen Regierungskollegen an einen Tisch zu sitzen. Eine Retourkutsche an die bürgerlichen Regierungskollegen? «Nein», sagt Wüthrich. «Ich halte das Kollegialitätsprinzip auch nach zwölf Jahren noch für unverzichtbar und halte mich daran. Eine Regierung hat keine Zeit, ineffizient zu sein. Sie muss kompakt auf- und antreten.»

«Eine Regierung hat keine Zeit, ineffizient zu sein, sie muss kompakt auf- und antreten», sagt Wüthrich.

Zusammen mit Wüthrich verlassen auch die Baselbieter Sozialdemokraten die Regierung. Den Sitz, den Wüthrich in der Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion über mehr als eine Dekade ausfüllte, verlor die Partei im Februar an die FDP. Am 1. Juli übernimmt Monica Gschwind, die Hölsteiner Gemeindepräsidentin, die wie er ursprünglich nicht aus dem Baselbiet stammt.

Wüthrich ist Emmentaler und damit Berner, Gschwind ist Luzernerin. Dazwischen liegt nicht nur das Entlebuch, zwischen den beiden liegen auch Welten. Er, der Gemütsmensch, ehemaliger Zentralsekretär der Gewerkschaft VPOD im Bereich Gesundheit, ausgebildeter Psychiatriepfleger. Sie, die kühle Treuhänderin, bürgerliche Gemeindepolitikerin von Hölstein mit klar formuliertem Sparwillen.

Am 30. März 2003 wählten die Baselbieter den damals 49-jährigen Urs Wüthrich in ihre Regierung. Zehn Tage zuvor stand Wüthrich noch in der Poststelle in Arisdorf

und gab laut Baselbieter Chronik «7 Couverts zu 800 g mit total 10 000 Unterschriften» adressiert an die Post-Direktion in Bern auf. Wahlkampf mit Genossen: Die Gewerkschaften ersuchten die Post, beim Aufbau eines neuen Briefzentrumnetzes die Region Basel angemessen zu berücksichtigen.

Seine Wahl war knapp; die Baselbieter SP schickte eine Zweierkandidatur in den Wahlkampf, die sich gegenseitig die Stimmen streitig machte. Neben Urs Wüthrich kandidierte Susanne Leutenegger Oberholzer, damals wie heute Nationalrätin der Sozialdemokraten. Wüthrich gelang der Sprung in die Regierung mit 4073 Stimmen Vorsprung. Beide lagen über dem absoluten Mehr.

Geld und Verträge für die Hochschule

Wüthrich erreichte von allen fünf Gewählten das schlechteste Resultat. Aber da war er nun: der Nachfolger von Bildungsdirektor Peter Schmid, der neue SP-Regierungsrat, der später von sich sagen wird, dass er stets der einzige Linke in der Baselbieter Regierung war. Leutenegger Oberholzer überwand die interne Niederlage gegen den männlichen Konkurrenten rasch: Im Herbst desselben Jahres wurde sie wieder in den Nationalrat gewählt.

Ein Sozialdemokrat übernahm also von einem Sozialdemokraten. Erste Erfolge kamen bald. Schon im November 2003 brachte er die 10-Millionen-Franken-Vorlage zur Anschubfinanzierung eines ETH-Instituts in Basel durchs Parlament; das Institut ist heute das Departement für Biosysteme.

2006 glückt der Entwicklungsschritt von der Fachhochschule beider Basel zur Fachhochschule Nordwestschweiz, 2007 folgt die gemeinsame Trägerschaft der Universität Basel durch Baselland und Basel-Stadt. Damit wurde das Baselbiet endgültig zu einem aktiven Kanton in der nationalen Hochschulpolitik.

Wüthrich hatte nicht nur die langjährigen und teilweise zähen Verhandlungen zu einem Abschluss gebracht, er hatte sich auch als Bildungsdirektor etabliert.

Das Stimmvolk dankte es ihm. Wüthrich wurde 2007 mit dem zweitbesten Resultat hinter FDP-Finanzdirektor Adrian Ballmer wiedergewählt. Dasselbe 2011: Wüthrich wurde wieder an zweiter Stelle gewählt. Der Bildungsdirektor aus Sissach, der «Bueb vo Trueb», wie er in Anspielung auf seine Emmentaler Herkunft genannt wurde, sass stimmenmässig fest im Sattel.

HarmoS und Tschüss

Dann kam HarmoS. Die grosse Harmonisierung der Schweizer Bildungslandschaft, einst vom Baselbiet mit einer Standesinitiative vorangetrieben und dann von Parlament und besonders bürgerlichen Parteien scharf kritisiert. Für Wüthrich, der den Beitritt zum Konkordat in unzähligen Sitzungen vorbereitet hatte, war es zuerst aber ein grosser Erfolg: Das Stimmvolk



Farblich abgestimmt: Urs Wüthrich an seinem ehemaligen Arbeitsplatz. FOTO: H.-J. WALTER

sagte am 26. September 2010 mit 53 Prozent Ja zu HarmoS und dem Beitritt zum Sonderschulkonkordat.

Politisch war die Lage bereits aufgeladen. Besonders die Lehrer kritisierten HarmoS scharf und schliesslich auch den eigenen Regierungsrat. Sie formierten sich zu Protestkundgebungen, Lehrerverbände machten Druck: Die Belastung der Lehrpersonen sei jetzt schon hoch, die Reformen würden sie überstrapazieren.

Doch der Umbau war schon angelaufen. Baselland, von Wüthrichs Vorgänger Peter Schmid bereits als Pionierkanton in der Bildungslandschaft bezeichnet, begann Stück für Stück, HarmoS umzusetzen.

Die Reformen waren die politische Hauptangriffsfläche während Wüthrichs letzten rund fünf Jahren. Es war in diesem Bereich, wo die Kritik am heftigsten aufbrandete und bis zuletzt nicht abriess: zu viele Reformen in der Schule, verunsicherte Lehrer, das Projekt Lehrplan 21, das keinem zu passen schien.

Eine Steilvorlage, die Monica Gschwind im Wahlkampf Anfang 2015 Auftrieb gab. Einen «Marschhalt» proklamierte sie und meinte damit einen Stopp in der Weiterentwicklung der Bildungslandschaft. Das zog: Die beiden SP-Kandidaten, die auf eine

Nachfolge Wüthrichs spekuliert hatten, unterlagen der Kandidatin der FDP.

Die FDP. Ausgerechnet. Die Partei, von der Wüthrich heute sagt, sie habe sich als kultur- und bildungspolitische Gestaltungskraft verabschiedet, deren Hauptverdienst heute «höchstens noch die Rückweisungsanträge im Parlament» seien.

Die Schulreformen waren die Hauptangriffsfläche während Wüthrichs letzten rund fünf Jahren.

Überhaupt: «Der Umgangston im Landrat ist rauer geworden, das Parlament zersplittert. Der Wandel ist deutlich feststellbar: Als ich noch Fraktionspräsident der SP im Landrat war, war das Parlament deutlich effizienter und berechenbarer.» Der Bruch sei «dann irgendwann gekommen, so genau kann ich das nicht festmachen, aber er war stark bedingt durchs Einschwenken der SVP auf die Zürcher Linie.» Will heissen: als der wertkonservative, aber ausgeprägt wirtschaftsliberale Kurs der Volksmanager das Baselland erreicht hatte.

Deren volle Wucht erlebte Wüthrich in seinen schmerzhaftesten Niederlagen, bei den Kulturabstimmungen. Die Abstimmung über die Subventionen ans Theater Basel verlor er 2011 hauchdünn. Ironie der Geschichte: Die Abstimmung stürzte auch die FDP in eine innere Krise. Während die alte Garde der Partei für Wüthrichs Vorlage warb, versenkte die Führung der FDP die Subventionen. Doch die Bürgerlichen hatten Erfolg: Das Stimmvolk bodigte Wüthrichs 17-Millionen-Vorlage mit etwas über 51 Prozent Nein-Stimmen.

Das Leiden des Kantons an seinem Kulturbegriff ist chronisch. «Dabei ist das kulturelle Leben im Baselland reich und vielfältig», sagt Wüthrich. Es folgt eine Aufzählung: das Tanztheater Roxy in Birsfelden, das Festival für Neue Musik in Rümelingen, die Alphornbläser der stadtnahen Gemeinde Allschwil, das Kantonmuseum, das Kunsthaus Baselland, die Chöre, die Blasmusikformationen etc.

«Vielfalt ist das wichtigste Merkmal. Wir sollten kulturell selbstbewusster auftreten, besonders die ländlichen Regionen.» Wüthrich schildert die Krux jeder Kulturpolitik: «Alle glauben, was ihnen selbst wichtig ist, muss auch für alle gelten.»

Entsprechend war die Entstehung des Baselländer Kulturgesetzes eine Zangen- geburt. Doch Wüthrich kam ans Ziel: Kurz vor seinem letzten Arbeitstag segnete der Landrat das neue Baselländer Kulturgesetz ab. «Mit Vierfünftelmehrheit!» Das heisst: Es braucht nicht automatisch eine Volksabstimmung. Ein letzter Triumph für den Mann aus dem Emmental.

Die letzte Spitze gegen die Nachfolgerin

Und jetzt also das Ende einer zwölfjährigen Amtszeit. Unzählige Anlässe, Angriffe und Apéros später und kurz vor der Umsetzung eines der wohl massivsten Sparpakete in der Geschichte des mittlerweile schwer defizitären Kantons verlässt Wüthrich das Büro mit der Holztäfelung und dem Bild des Widerstandskämpfers. Es war seine zweite Stube, ein Wohnzimmer und der Raum, in dem Urs Wüthrich die Baselländer Bildungspolitik in einem Zeitraum von 4382 Tagen vielleicht nicht neu erfunden, zumindest aber entschieden hatte.

Am 30. Juni schloss er zum letzten Mal die Tür zum Büro an der Rheinstrasse 33b. Keine 24 Stunden später ist es das Büro von Monica Gschwind.

Das wars dann. Das Kulturgesetz ist verabschiedet, die Bildungsreformen sind aufgegleist. Urs Wüthrich, der damals die grossen Projekte seines Vorgängers abgeschlossen hatte, übergibt an Monica Gschwind, an die Frau mit dem Marschhalt.

«Man kann jederzeit alles stoppen», sagt Wüthrich bei unserem letzten Besuch. «Es fragt sich aber immer, was ein Stopp bedeutet.» Urs Wüthrich, leicht zurückgelehnt im Lederstuhl unter diesem leuchtend grünen Bild über dem Sitzungstisch, muss diese Frage nicht mehr beantworten. Auch wenn er sich seine Sache dabei gedacht haben wird.

tageswoche.ch/+obegw

×

Mit Backwaren, die in der Regel im Abfall landen, Gewinn machen – das soll bald auch in Basel gelingen.

Essbares soll gegessen werden

Ein Drittel aller Lebensmittel in der Schweiz landet im Müll. Nach Angaben von foodwaste.ch werden 56 Prozent aller Brot- und Backwaren weggeworfen. Oft allein deshalb, weil sie die Haltbarkeitskriterien des Herstellers nicht erfüllen.

Schlecht oder unbrauchbar sind sie deswegen noch lange nicht. Für viele Hersteller lohnt es sich nur nicht, diese Ware zum reduzierten Preis anzubieten.

Dagegen will ein Basler Projekt nun ein Zeichen setzen. Im Backwarenoutlet in der Güterstrasse 120 gegenüber dem Basler Bahnhof SBB sollen ab Herbst verbilligte Backwaren verkauft werden, die anderswo aussortiert wurden. Sandwiches, Kuchen, Torten, Brot und Brötchen, die nach den Kriterien der Hersteller nicht weiter gelagert werden, gibt es dann zum halben Preis.

Kein Brot ist hart: Beat Düнки und Ursula Moser setzen ein Zeichen gegen die Verschwendung.

FOTO: DANIELA GSCHWEND



«Wie alt die angebotene Ware genau ist, lässt sich schwer sagen», sagt Beat Dünki, der das Backwarenoutlet zusammen mit seiner Partnerin Ursula Moser ins Leben gerufen hat. «Im Extremfall kann das bedeuten, dass tagesfrische Produkte am Nachmittag aussortiert werden und ein paar Stunden später bereits bei uns im Laden landen. Ein Christstollen andererseits ist etwas länger haltbar. Den gibt es dann auch noch nach Weihnachten.»

Mobility mitgegründet

Wirklich Verdorbenes oder Abgelaufenes wird im Backwarenoutlet nicht verkauft. Beim geplanten Angebot handle es sich um Backwaren vom Vortag, Restposten oder Saisonware.

Dass Beat Dünki gute Ideen auch umsetzen kann, hat er bereits mehrfach bewiesen. Unter anderem als Gründungsmitglied von Mobility. Angefragt hat er bei den Klein- und Grossbäckereien beider Basel, von denen bereits ein grosser Teil eine Kooperation zugesagt hat. Begeistert zum Teil, wie Dünki sagt. Welcher Bäcker will schon jeden Tag seine Produkte in den Müll werfen?

Mit dem Backwarenoutlet treffen die Initianten nicht nur bei den Bäckereien einen Nerv. In der Schweiz landen jedes Jahr mehr als zwei Millionen Tonnen Nahrungsmittel im Abfall. Ungefähr die Hälfte davon schon, bevor sie Läden und Restaurants erreichen. Oft werden Lebensmittel zudem unbrauchbar gemacht, damit sie nicht doch noch aus dem Container gefischt werden. Foodwaste wird für die Industrieländer zunehmend zum Problem.

In der Schweiz landen jedes Jahr mehr als zwei Millionen Tonnen Nahrungsmittel im Abfall.

Als erstes Land handelte kürzlich Frankreich auf gesetzgeberischer Ebene. Ende Mai verabschiedete das französische Parlament ein Massnahmenpaket, in dem die Verschwendung sowie die Unbrauchbarmachung von Lebensmitteln durch den Handel verboten werden. Unverbrauchte Lebensmittel müssen in Zukunft rezykliert oder gespendet werden. Die derzeitige Praxis, meinte ein Abgeordneter, sei «schlicht skandalös».

Ganz neu ist die Idee der Weiterverwertung von Backwaren nicht. Im benachbarten Deutschland sind sogenannte «Vortagsläden» schon länger anzutreffen. Dass das Prinzip auch in der Schweiz funktionieren kann, zeigt das Unternehmen Äss-Bar, das nach mehreren Filialen in Zürich und Bern gerade einen weiteren Laden in Winterthur eröffnet hat.

Einen ähnlichen Ansatz hat auch der «fairteiler» auf dem Werkhof Gundeldin-

gen, wo private Teilnehmer Nahrungsmittel deponieren können, die sie selbst nicht mehr essen möchten.

Der Nachhaltigkeitsgedanke ist Dünki und Moser wichtig. Einrichten wollen sie den kleinen Laden an der Güterstrasse vor allem mit gebrauchten Möbeln. Und sie wollen, wenn möglich, selbst nichts wegwerfen. «Die Nahrungsmittel, mit denen wir handeln, sollen weiter ein hochwertiger Teil in der Wertschöpfungskette bleiben», erklären sie.

Kontakte gibt es bereits mit dem Verein für Sozialpsychiatrie Baselland (VSP), dessen Kochgruppe Reste weiterverwerten will. Im Gespräch ist man auch mit einem Brauer sowie mit einem Bäckermeister. «Wir haben sogar schon an eine Weiterverwertung als Hundefutter gedacht», listet Beat Dünki seine Pläne auf. Am Ende bleibt noch die Biogasverwertung.

Kein Sozialbetrieb, sondern ein KMU

Finanzieren muss sich das Backwarenoutlet allerdings selbst. Das Startkapital kommt bisher allein von den Gründern, die sich ähnliche Geschäftsmodelle im In- und Ausland vorher genau angesehen haben. Geplant ist ein Crowdfunding, um die Finanzen etwas aufzubessern und auch

spezielle Aktionen finanzieren zu können.

Mit dem gut sichtbaren Standort gegenüber dem SBB-Eingang Gundeldi hofft man auf umfangreiche Laufkundschaft. Das Unternehmen sei kein Sozialbetrieb, sagen die beiden Gründer.

Bei der Auswahl der Angestellten wollen sie dennoch ein Augenmerk auf soziale Kriterien haben und bevorzugt Leute einstellen, die, so Dünki, «durch Alter oder soziale Umstände auf dem Arbeitsmarkt Mühe haben, eine Anstellung zu finden». Mehrere Kandidaten sind schon gefunden und warten bereits auf die Eröffnung. Die sollte eigentlich schon Ende Mai stattfinden, aber die Vermietung des Ladengeschäfts verzögerte sich.

Kein Problem, findet Ursula Moser. Statt dessen wurde am Sonntag, 21. Juni in aller Ruhe ein «Pre-Opening» im kleineren Kreis gefeiert. Feines vom Vortag gibt es gegenüber dem Bahnhof SBB voraussichtlich ab kommendem Herbst.

tageswoche.ch/+je4uo

×

ANZEIGE

Stimmen

TICKETS:
WWW.STIMMEN.COM

Festival
2.-26. Juli '15

BOB DYLAN
Julia Biel
Yiddish Twist Orchestra
Slits
The Henry Girls
Scott Mathew
Winston McAnuff & The TALISCO

Ivan Lins & SWR Big Band
The Hooters
Mick Flannery
Patti Smith
Aline Frazão
Sandra Nkake
SOPHIE HUNGER
Cara Dillon
Baum
MELISSA
afenginn feat. contrapunkti cka & friends
ETHERIDGE
Sinéad O'Connor
Charlie Cunningham
Fadia Tomb El-Hage
Maliky
LIONEL RICHIE
NordicVoices
We Banjo 3
William Fitzsimmons

Premiumsponsoren:
Sparkasse
Lörrach-Rheinfelden

badenova
Energie. Tag für Tag

Hauptsponsoren:
E+H
Endress+Hauser

Rothaus

Der Nachfolger von Bernhard Mendes Bürgi ist gefunden. Auf ihn wartet ein schöner, aber auch anstrengender Job.

Der erfahrene Mann aus Texas

Ab Herbst 2016 leitet Josef Helfenstein das Kunstmuseum Basel.

FOTO: LYNN LANE



von Karen N. Gerig

Josef Helfenstein wird neuer Direktor des Kunstmuseums Basel. Er folgt ab 1. September 2016 auf Bernhard Mendes Bürgi, der wenige Monate nach Eröffnung des Erweiterungsbaus im kommenden Frühling in Pension geht.

Das Präsidialdepartement sowie die Kommission des Kunstmuseums Basel freuen sich laut Medienmitteilung «ausserordentlich über die einstimmige Wahl des international renommierten und hervorragend vernetzten Museumsdirektors».

Helfenstein wurde 1957 in Luzern geboren und ist seit mehr als 30 Jahren im Museumsgeschäft sowie als Dozent an verschiedenen Universitäten tätig. Er hat in Bern und Genf Kunstgeschichte studiert und seither als Wissenschaftler diverse Bücher und Kataloge publiziert.

Letzte Station: «Menil Collection»

Begonnen hat Helfensteins Museumskarriere im Kunstmuseum Bern – als Leiter der Graphischen Sammlung und der Paul-Klee-Stiftung. Von 1995–2000 waltete er als stellvertretender Direktor. In dieser Funktion leitete er zudem die Herausgabe des Catalogue Raisonné zum Werk von Paul Klee. Ein zweiter Catalogue Raisonné, diesmal zu Max Ernst, ist in Arbeit.

Die letzten 15 Jahre verbrachte Helfenstein in den USA, wo er zuletzt seit 2004 in Houston, Texas, in der «Menil Collection» als Direktor tätig war. Er half mit, die Institution aufzubauen und zu dem Vorzeigeprojekt zu machen, das sie heute ist.

Mit Helfenstein setzt das Kunstmuseum somit auf einen erfahrenen Mann: «Josef Helfensteins kunsthistorische Kenntnisse, seine kuratorischen Fähigkeiten und seine Offenheit für wichtige kulturelle Fragen der Gegenwart machen den ausgewiesenen Wissenschaftler zu einem ausgezeichneten Kunstvermittler, der mit seinen Ausstellungen und Vermittlungsprojekten in Dialog mit einer breiten Öffentlichkeit und der Fachwelt zu treten vermag», ist sich die Findungskommission sicher. In Helfensteins Verantwortung werde künftig «die zeitgemässe Fortführung der im Kunstmuseum verankerten Basler Tradition, die auf künstlerischer Exzellenz, wissenschaftlicher Forschung und internationaler Ausrichtung beruht», liegen.

Kunst für die gesamte Gesellschaft

Und Helfenstein sollte sich mitten in den Beständen des Kunstmuseums pudelwohl fühlen. Denn in der Sammlung des Ehepaars Menil – mit rund 16 000 Werken eine der grössten und bedeutendsten Privatsammlungen moderner Kunst weltweit – finden sich viele Namen wieder, die uns in Basel geläufig sind: Max Ernst, Pablo Picasso, Marcel Duchamp oder Henri Matisse, aber auch Robert Rauschenberg, Cy Twombly, Jackson Pollock und Andy Warhol. Helfenstein begibt sich somit zumindest aus kunsthistorischer Sicht auf bekanntes Terrain.

Ein Zitat Helfensteins zu seiner künftigen Aufgabe zeigt ausserdem, dass er mit seiner Einstellung ganz auf der Linie der Basler Kulturpolitik liegt, nach welcher die Museen wieder stärker an die Öffentlichkeit treten und in einen öffentlichen Diskurs eingebunden werden sollen:

«Ich bin davon überzeugt, dass Kunst für die Allgemeinheit und das Allgemeinwohl der Gesellschaft da ist. Museen wahren das Erbe für unsere Gesellschaft – nicht nur für einen Teil, sondern für die gesamte Gesellschaft in all ihrer Vielfalt. Menschen jeglicher sozioökonomischer Herkunft sollten Zugang zu Kunst haben, so wie sie es auch zur Bildung haben sollten. In unserer zunehmend kommerzialisierten und privatisierten Gesellschaft sind Museen massgebende kulturelle Schätze, Erinnerungsplattformen, Orte der Bildung und der öffentlichen Diskussion. Am wichtigsten aber: Museen sind Orte des Staunens und der Schönheit.» Helfenstein ist deshalb überzeugt, dass das «Kunstmuseum Basel weit mehr ist als ein Museum im konventionellen Sinn.»

Sein Job am Kunstmuseum wird aber nicht nur schöne Seiten haben. Auch anstrengende Aufgaben erwarten den neuen Direktor: Neben der kuratorischen Bepflanzung von Kunstmuseum, Erweiterungsbau und Museum für Gegenwartskunst werden auch finanzielle Belange wichtig werden.

Kommunikatives Geschick gefragt

Helfenstein wird daher nicht darum herumkommen, neue Gelder zu akquirieren, um den Erweiterungsbau adäquat bespielen zu können – gerade mit hochkarätigen und deswegen kostspieligen Sonderausstellungen. Dies wird wohl vor allem über Spenden geschehen müssen. Nebst der ausgewiesenen Erfahrung sollte der neue Direktor daher, aber auch sonst, kommunikatives Geschick mitbringen.

Wiederholt hörte man in den vergangenen Monaten von Zerwürfnissen mit Stiftern (zuvorderst ist hier Rudolf Staechelin zu nennen) oder von Abzügen oder Verkäufen aus Sammlungen, die dem Kunstmuseum als Leihgaben zur Verfügung stehen. Auch wenn man der Leitung des Kunstmuseums keine Vorwürfe machen kann, weil die meisten Abzüge der jeweiligen Stiftungen aus finanziellen Gründen erfolgten, muss die neue Direktion trotzdem darum besorgt sein, dass diese Entwicklung gestoppt werden kann – ist doch das Kunstmuseum Basel eines der herausragenden und einzigartigen Beispiele für das Modell eines funktionierenden Mäzenatentums.

Viel Zeit wird Helfenstein dafür nicht zur Verfügung stehen, aber doch mehr, als man es erwarten konnte: Bei Amtsantritt wird er 59 Jahre alt sein – nach rund fünf Jahren hätte er Bernhard Mendes Bürgi nachfolgen und in Pension gehen können. Dies wird nicht der Fall sein: Helfenstein hat einen Vertrag über sieben Jahre unterschrieben. Er wird also 2023 Platz machen für die nächste Direktion.

tageswoche.ch/+iypfe

x

Josef Helfenstein über seinen neuen Job und seine Pläne in Basel.

«Ich will kein Verwalter werden»

von Karen N. Gerig

Herr Helfenstein, Sie haben bei der «Menil Collection» einen wunderbaren Job, wie Sie selber sagen. Da hätten Sie es sich bis zur Pension bequem einrichten können. Nun kommen Sie nach Basel, um eine in den Worten Guy Morins «Herkulesaufgabe» zu stemmen. Was hat Sie an diesem Job im Kunstmuseum so gereizt?

Die Qualität der Sammlung, die Geschichte des Museums, aber auch der Stadt Basel, die sich am Tor zu Europa befindet. Das Kunstmuseum ist ein top Schweizer Museum, wird aber auch international wahrgenommen. Und ich war immer ein Bewunderer, wegen der Qualität, auch wegen der Personen, die hier gearbeitet haben, in der Vergangenheit und in der Gegenwart. Ich bin sehr glücklich, dass es so gekommen ist, dass ich nun hier arbeiten darf. So wichtige Entscheidungen kann man nicht erzwingen. Ich bin an einem Punkt in meinem Leben, an dem ich finde, wenn es einfach so passiert, dann stimmt es. Dazu kommt: Meine Frau ist ebenfalls Schweizerin, und unsere zwei Söhne, die hier in der Schweiz studieren, haben uns ziemlich subtil bearbeitet, wir sollen doch zurückkommen.

Ihr neuer Job wird eine Herausforderung sein. Was, glauben Sie, wird die grösste Challenge?

Es wird eine grossartige Challenge werden. Wenn es keine wäre, wäre ich nicht gekommen. Ich will die Herausforderung. Die Substanz ist toll, die Finanzierung ist gut, das Ansehen des Museums ist weltweit grossartig. Die private Philanthropie hier in Basel ist sehr eindrücklich, der humanistische Hintergrund. Und auch, dass, wie kürzlich bekannt wurde, mit der Stiftung Jacques Herzog und Pierre de Meuron eine Zusammenarbeit stattfinden soll, ist wunderbar. Das war nämlich etwas, was ich in den ersten Gesprächen bedauert habe: Ich finde, Fotografie ist ein enorm wichtiger Bestandteil der zeitgenössischen Kunst und der Gegenwartskunst. Dass man da nun mit einer sehr umfassenden Sammlung wird arbeiten können, das ist für mich ein Riesensplend.

Das Kunstmuseum hat ja eine sehr spezielle Tradition gerade in Bezug auf Stiftungen, Leihgaben etc. Wie gut sind Sie mit diesem System vertraut?

Relativ gut, denke ich. Wie gesagt, ich habe das immer bewundert, wie diese Stiftungen mitgeholfen haben, das Museum zu dem zu machen, was es ist. Ein Museum, das eine sehr eindrückliche Substanz hat, aber auch visionär war – zum Beispiel mit dem Museum für Gegenwartskunst, das das Erste seiner Art war in den Achtziger-

jahren. Auch das Schaulager ist eine weitere Visualisierung einer grossartigen philanthropischen Leistung. Es gibt keine Stadt dieser Grösse weltweit, die nur in die Nähe von Basel kommt, was das angeht.

Kennen Sie denn die betreffenden Leute – Stifter, Leihgeber – schon?

Nicht alle, einige kannte ich schon vorher, auf die anderen freue ich mich sehr. Ich möchte vor allem auch die Kunstszene Basel wieder kennenlernen. Die Künstler, die hier leben. Das Museum ist ja auch ihr Museum. Ein Museum ohne zeitgenössische, lokale Künstler ist eine traurige Sache. Das ist sehr wichtig, dass auch hier ein Dialog entsteht.

«Ein Museum ohne zeitgenössische, lokale Künstler ist eine traurige Sache.»

Wo sehen Sie die Rolle des Kunstmuseums Basel in der Region?

Was das Kunstmuseum der Region bieten kann, ist, dass es Weltspitze ist. Eine Charles-Ray-Ausstellung zum Beispiel, das macht hier Sinn. Die Hauptaufgabe des Kunstmuseums Basel ist nicht, sich regional zu definieren, sondern international.

Wie sehen Sie Ihre Rolle im Museum?

Ich fand es schon in meinem jetzigen Job bei der «Menil Collection» immer sehr wichtig, dass man sehr gute Kontakte zu Künstlern hat. Die Sammlung kann man nur so erweitern, denn man hat ja nie das Geld, um die verrückten Kunstmarktpreise zu zahlen. Sondern indem man eben Freundschaften schafft und pflegt, wurde die Sammlung weitergeführt. Hier will ich das auch so handhaben. Und ich möchte wieder verstärkt kuratorisch tätig sein. Das ist für mich lebensentscheidend – ich kann nicht zum Verwalter werden.

Wie Sie selber sagten, wollen Sie auch mit der Universität zusammenarbeiten. Haben Sie auch vor, hier zu dozieren?

Nein. Aber eine Zusammenarbeit: unbedingt. Das war für mich ein wichtiger Grund. Ich habe die Universität, die mit Ralph Ubl in der Findungskommission vertreten war, als sehr offen erfahren. Das gefiel mir auch in Illinois (Helfenstein war dort von 2000–2004 Direktor des Krannert Art Museum, Anm. d. Red.) sehr gut, die sehr enge Verbindung zwischen Universität und musealer Arbeit.

tageswoche.ch/+r2eay

x

Die Kantonsspitäler der beiden Basel sollen künftig ganz eng kooperieren. Jetzt muss nur noch die Politik mitmachen.

Operation Kooperation

Das Bruderholzspital steht vor drastischen Veränderungen.

FOTO: KEYSTONE



Und es gibt sie doch, die viel beschworene Zusammenarbeit zwischen den beiden Basel. Im März kommunizierten die beiden Kantone, dass eine engere Kooperation im Gesundheitswesen angestrebt werde. Während drei Monaten erarbeiteten Thomas Weber und Lukas Engelberger, die Gesundheitsdirektoren von Baselland und Basel-Stadt, gemeinsam mit Werner Widmer und Michel Plüss, den Verwaltungsratspräsidenten des Kantonsspitals Baselland und des Universitätsspitals Basel, eine Strategie für eine engere Zusammenarbeit. Diese Woche haben sie kommuniziert, wie diese konkret aussehen soll.

Geplant ist ein Zusammenschluss des Kantonsspitals Baselland und des Universitätsspitals Basel-Stadt zu einer Spitalgruppe. Die Gesundheitsversorgung soll durch die neue Strategie optimiert werden. Es gebe momentan zu viele Betten und zu wenige Patienten, zudem gebe es zu viele parallele Angebote in den unterschiedlichen Spitälern, die jeweils zu wenig ausgelastet seien.

Gleichzeitig soll das Kostenwachstum im Spitalbereich für die Kantone und Einzelpersonen gedämpft werden. Gewisse Angebote sollen künftig auf einen Standort konzentriert und dafür noch weiter spezialisiert werden.

Bruderholz als Ambulantspital

Besonders drastisch sind die Veränderungen für das Bruderholzspital, das zur Tagesklinik für operative und interventionelle Eingriffe (TOP) werden soll. Schafft es das Projekt durch die Parlamente und an der Bevölkerung vorbei, wird das Bettenhaus komplett zurückgebaut, es sollen also gar keine stationären Patienten mehr behandelt werden. Dagegen ist die Durchführung von kleineren operativen Eingriffen in einer Tagesklinik geplant – die Patienten können danach wieder nach Hause geschickt werden. Die stationäre Versorgung würde sich dann auf die Standorte Basel und Liestal konzentrieren.

Durch die weniger platzaufwendige TOP würde somit auch potenziell neuer Wohnraum entstehen. Was die Vertreter und Angestellten des Bruderholzspitals zu diesen Plänen sagen, ist noch nicht bekannt. Vorerst befindet sich das Projekt noch in der Planungsphase, die Umsetzung ist bis 2020 geplant.

Die geplanten Neuerungen verdeutlichen den akuten Sparbedarf, vor allem für den Kanton Baselland. Immerhin stiegen dort die Spitalkosten im Jahr 2014 um 25 Millionen Franken. Dies hat damit zu tun, dass die Kantone seit 2012 mindestens 55 Prozent der Grundkosten von stationären Behandlungen übernehmen. Zudem wurde im selben Jahr die freie Spitalwahl in der ganzen Schweiz eingeführt.

Was für die Versicherten «sehr attraktiv» ist, birgt für die Kantone Risiken, da nicht gewährleistet ist, dass das für Spitalaufent-

Kommentar

Ohne funktionierende Partnerschaft stirbt das Spitalkonzept der beiden Basel noch auf dem Operationstisch.

halte ausgegebene Geld in die Kantonkasse zurückfliesst.

Durch die angestrebte Spezialisierung wird zum Teil zwar mehr Mobilität gefordert. Das Konzept ist aber auch eine Reaktion auf bereits mobile Patienten: Während sich 91 Prozent der Stadtbasler auch in Basel-Stadt behandeln lassen, lassen sich 46 Prozent der Baselbieter Patienten in Spitälern ausserhalb des Kantons behandeln, davon die meisten in Basel.

Spitäler unter Spardruck

Unter Spardruck steht auch das Kantonsspital Baselland: Die teure Infrastruktur ist auf drei Standorte verteilt, es hat aber zu wenige Patienten, um das wirtschaftliche Bestehen zu sichern. Durch die Zusammenarbeit mit Basel-Stadt könne eine unangenehme Sparübung vermieden werden, erklärt VR-Präsident Werner Widmer.

Weniger prekär ist die Lage des Basler Unispitals. Seine Bettenstation ist gut ausgelastet, mit dem Bau des Klinikums 2 wird dieser Bereich sogar weiter ausgebaut. Trotzdem betont VR-Präsident Michel Plüss, dass die Zusammenarbeit eine Bereicherung darstelle: Es sei eine Chance, die Nutzen für die Bevölkerung zu verbessern und das Kostenwachstum zu dämpfen.

Es ist zwar viel von Effizienz und Einsparungen die Rede, die Änderungen seien aber viel mehr als blosse Sparmassnahmen, betont Lukas Engelberger. Das Konzept sei ein Meilenstein in der Gesundheitspolitik. So sei etwa die Trennung von stationären und ambulanten Behandlungen hochmodern und innovativ. Ein Vorteil sei zudem, dass sich die Wartezeiten bei Notfällen verkürzen, sagt Michel Plüss. Die meisten Beschwerden gingen ein, weil Patienten mit einer geplanten Operation warten müssten, wenn etwa ein Notfall dazwischenkommt. Durch die Trennung der Behandlungspfade Notfall, stationäre Behandlungen und planbare Operationen und Interventionen könne dies vermieden werden.

Beim Personal soll nicht gespart werden, betonen die Verantwortlichen. Natürlich würde durch die zunehmend ambulante Behandlung weniger Nachtpflegepersonal benötigt, sagt Widmer, da aber von einem konstanten Mangel medizinischen Fachpersonals die Rede sei, müsse niemand um seine Stelle fürchten. Plüss betont sogar, dass die patientennahen Funktionen wie die Pflege von der neuen Strategie profitieren würden. Durch Einsparungen andernorts gebe es wieder mehr Luft für den Direktkontakt mit den Patienten.

In den kommenden Wochen wird sich zeigen, ob sich die Parlamente vom Optimismus der Initianten anstecken lassen. Voraussichtlich werden diese noch einiges an politischer Überzeugungsarbeit leisten müssen, bevor dieser Meilenstein umgesetzt werden kann. Auch die Reaktionen der Vertreter und Angestellten der betroffenen Spitäler, insbesondere des Bruderholzspitals, werden wohl noch für Gesprächsstoff sorgen.

tageswoche.ch/+1208f

“

Endlich: Es wurde dringend Zeit für eine gemeinsame Spitalstrategie der beiden Basel. Jetzt liegt ein erster grosser Wurf vor. Nur hätte es dafür nicht erst die vom Bund verordnete Verselbstständigung der Spitäler und einen massiven Kostendruck auf die Kantonkassen gebraucht.

Zu lange versuchten Basel-Stadt und vor allem Baselland den Alleingang. Dass dieses politische Grundsatzwühlen im kleinen Raum der Region Nordwestschweiz finanziell nicht aufgeht, mussten vor allem die Landschäftler erst hart zu spüren bekommen. So werden nun das Unispital Basel und das Kantonsspital Baselland mit den drei Standorten Liestal, Bruderholz und Laufen unter einem Dach, also in einer Holding, zusammengefasst. Das Bruderholz wird dabei abgespeckt auf einen Standort für Kurzaufenthalter; ein Rundum-Eingriff, der insbesondere das politische Magen geschwür auf Binninger Boden wegoperieren soll. Der markante Bruderholz-Bettenturm steht schon mal auf der Abschussliste.

Das ist der einzige vernünftige Schritt, den die beiden noch frischen Gesundheitsdirektoren Thomas Weber (SVP, Baselland) und Lukas Engelberger (CVP, Basel-Stadt) machen konnten. Zu Recht jubilierten nun die Parteien ob dieses Schrittes, auch wenn die Baselbieter Linke bei der operativen Umsetzung schon jetzt Bedenken anmeldet.

Dabei gilt aber: Wir stehen in einem Wahlkampfjahr, und die Baselbieter SP sucht ihren Weg in die Opposition; da gehört der mahnende Zeigefinger dazu.

Mit den Baselbietern ist nach wie vor vorsichtig Kirschen essen, wenn es um grenzübergreifende Finanzierungen geht.

Dennoch: Der Zeithorizont ist anspruchsvoll. Bis 2020 wollen die Gesundheitsdirektoren das Konzept umsetzen. Das sind fünf Jahre, in denen nicht nur Strukturen und Vorgehen beschlossen, sondern auch Staatsverträge für das gemeinsame Vorgehen ausgehandelt werden müssen. Und da liegt auch die grosse



Andreas Schwald ist Redaktor bei der TagesWoche.
www.tageswoche.ch/+1208f

Schlüsselstelle. Baselland muss nach Jahren des strukturellen Defizits massiv sparen und gedenkt bereits, diverse Staatsverträge neu auszuhandeln. Gleichzeitig hat der Basler Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger gegenüber dem SRF-Regionaljournal Basel angekündigt, dass es ohne den Universitäts-Staatsvertrag keine Spitalkooperation gebe. Das sieht auch Amtskollege Thomas Weber so.

Es geht nur partnerschaftlich

Doch so einig sich die zwei sein können, es reden immer noch die Parlamente mit. Angesichts der drückenden Sparlast der Baselbieter sind die Staatsverträge schon lange kein staatspolitisches Heiligtum mehr. Das hat der Stadtkanton anlässlich der gescheiterten Theater-Subventionen gelernt: Mit den Baselbietern ist nach wie vor vorsichtig Kirschen essen, wenn es um grenzübergreifende Finanzierungen geht.

Soll die Spitalkooperation zustande kommen – und das muss sie finanziell, praktisch und gesundheitspolitisch –, dann müssen die beiden Kantone in ein neues Zeitalter der Partnerschaft aufbrechen. Dabei gilt für Baselland: Der Stadtkanton muss angemessen einbezogen werden und sich finanziell auf die Landschaft verlassen können.

Umgekehrt muss der Stadtkanton auf politische Retourkutschen verzichten und die Baselbieter als das sehen, was sie sind: der einzig mögliche Partner für eine erfolgreiche Spitalzukunft. x

”

Nachruf: Matthias Eckenstein

Ein Querdenker ist gegangen

von Dominique Spirgi



Ein Mensch der leisen Töne oder Zurückhaltung war Matthias Eckenstein wahrlich nicht. Er scheute nicht davor zurück, seine oftmals pointierte Meinung in aller Öffentlichkeit kundzutun und damit auch anzuecken. Und auch als Mäzen wahrte er nicht die vornehme Zurückhaltung, die als Grundmerkmal des Basler Bürgersinns gilt.

So hinterliess er in der Öffentlichkeit oftmals den Eindruck eines Polterers. Zum Beispiel als er sich als Vorkämpfer gegen das Stadtcasino-Neubauprojekt von Zaha Hadid in Szene setzte, was in weiten Kreisen des «guten» Basler Bürgertums gar nicht gut ankam. Oder als er sich mit Jean Ziegler anlegte und seinen ehemaligen Mitstudenten aufgrund des Buchs «Die Schweiz, das Gold und die Toten» als Landesverräter anprangerte. Und vor wenigen Jahren sorgte er erneut für Unruhe, als er dem Basler Zolli das Areal der Kuppel einverleiben wollte.

Er gab und sprach darüber

Matthias Eckenstein war reich und stand nicht zuletzt aufgrund seines Einheiratens in die Familie Geigy mit einem Fuss in den ominösen Gefilden des vielbeschwo-

ren Basler Daigs. Doch zu diesem erlauchten Kreis zählte er sich selber nie wirklich. Ja, er scheute sogar nicht davor zurück, sich öffentlich gegen Maja Oeris Vorstoss für den Kunstmuseums-Erweiterungsbau auf dem Areal des ehemaligen Burghofs zu stellen und mit dem Versprechen, selber einen zweistelligen Millionenbetrag zu spenden, einen Alternativvorschlag einzubringen – was «man» in Basel nicht tut!

Den zweistelligen Millionenbetrag, rund 25 Millionen Franken, spendete er dann für den Neubau der Menschenaffenanlage des Basler Zollis. Und auch hier agierte er etwas unbaslerisch. Anders als andere Mäzene, die nach dem Motto «Me gitt, aber sait nyt» zumindest diskret im Hintergrund bleiben, liess er sich gerne als Gönner feiern.

«Dahinter steckt eine gewisse Eitelkeit, die ich gar nicht verstecken möchte», sagte er einmal in einem Interview. Das galt auch, als er mit einer Spende von 15 Millionen Franken die Einrichtung der «Eckenstein-

Geigy-Forschungsprofessur für Pädiatrische Pharmakologie» am Universitätskinderhospital beider Basel ermöglichte.

Matthias Eckenstein war eine schillernde Figur. Er arbeitete als Architekt, verdiente Geld mit einer Hotelkette («Admiral») sowie im Öl-Geschäft in den USA. Und er war ein beinahe schon paranoider Antikommunist. Aus Furcht vor der Sowjetunion dachte er während des Kalten Kriegs in den 1960er-Jahren sogar daran, in die USA zu fliehen.

Affenhaus als Denkmal

Das alles liess oberflächlich auf eine überaus schwierige, weil streitbare Persönlichkeit schliessen. Wenn man ihn allerdings zu einem persönlichen Gespräch traf, dann sah man sich einem Menschen gegenüber, der sich durchaus auch differenziert und nachdenklich äussern konnte.

Sein Engagement für die pädiatrische Pharmakologie zum Beispiel gründete auf der Begegnung mit einem Kind im Basler Kinderspital. Wenn er vom Schicksal des jungen Patienten erzählte, der wegen einer falschen Medikamentierung körperliche Gebrechen davontrug, dann wurde aus dem knorrigen Selbstdarsteller ein stiller und engagierter Menschenfreund.

Und Eckenstein war auch zur Selbstironie fähig. So freute er sich beinahe schon spitzbübisch darüber, dass er sich und seiner Frau ausgerechnet mit einem Affenhaus ein Denkmal gesetzt hatte.

Vergangene Woche ist Matthias Eckenstein im Alter von 84 Jahren gestorben. tageswoche.ch/+j8dvc x

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.



Die neue Buvette in der Visualisierung: Der Ort stimmt, die Farbe noch nicht.

Gastronomie

Kaffeebar erhält Zuschlag für Buvette

von Amir Mustedanagic

Knapp drei Monate nach der Ausschreibung der geplanten Buvette am St. Johanns-Rheinweg (Höhe Rheinschanze) hat sich die Beurteilungskommission der Stadt entschieden. Wie das Tiefbauamt mitteilt, hat die Kaffeebar Saint Louis an der Elsässerstrasse 29 den Zuschlag erhalten.

Beworben hatten sich sechs Projekte für die neue Buvette. Die Beurteilungskommission – bestehend aus Vertretungen der Allmendverwaltung, der Stadtgärtnerei, der Kantonalen Denkmalpflege, der Abteilung für Aussenbeziehungen und Standortmarketing, der Abteilung Kultur sowie des Stadtteilsekretariats Basel West – hat das «Saint Louis» mit seinem Konzept «Vom Quartier – fürs Quartier» überzeugt.

Die Besucher des St.-Johanns-Parkes müssen gemäss Mitteilung der Kommission nicht um ihre Ruhe fürchten: «Der chaussierte Bereich zwischen Thomasturm und St.-Johanns-Tor soll der ruhigen Erholungsnutzung vorbehalten sein.» Der St.-Johanns-Park werde als Ruhebereich berücksichtigt.

Das zukünftige Betreibersteam Christoph Nyfeler, Michael Hänggi und Pascal Salathe haben den Zuschlag für die kommenden fünf Jahre erhalten. «Dies mit

einer Verlängerungsoption um weitere fünf Jahre.» Das erste Bier kann das St. Johann an seiner neuen Buvette im Frühjahr 2016 geniessen – wenn alles rund läuft, die öffentliche Publikation im Kantonsblatt folgt nun mit der üblichen Einsprachefrist von 30 Tagen.

Der Name steht auch schon fest

Der Name steht auch schon, wie Christoph Nyfeler mitteilt, und er wird schlicht: «Saint Louis Buvette». Wie bereits das Café wird auch die Buvette französisch werden. «Wir wollen unserem Stil treu bleiben», sagt Nyfeler. Gelockt werden soll das Publikum mit Fischspezialitäten – das könnte von Fischbrötchen über panierten Fisch bis hin zu Moules et frites reichen, erklärt Nyfeler. «Wir werden das nun ganz konkret erarbeiten», sagt Nyfeler. An wen sich die Buvette richten soll, wissen Nyfeler und Kollegen bereits sehr genau: «Unser Zielpublikum sind die Quartierbevölkerung und die Menschen, welche im Quartier arbeiten.»

Die Geschäftsleitung teilen sich die drei Gastronomen, die alle bereits gastronomische Erfahrungen haben. Zudem haben Michael Hänggi und Pascal Salathe die Hotelfachschule in Luzern abgeschlossen und arbeiten bereits seit zwei Jahren in der Cateringbisskid AG zusammen.

Wie Nyfeler sagt, wird die Buvette von Christophe Scheidegger entwickelt und realisiert. Einer breiteren Öffentlichkeit dürfte Scheidegger seit der Favela-Installation auf dem Messeplatz bekannt sein, er realisierte damals zusammen mit dem Künstler Tadashi Kawamata das Projekt. Ort und Art der Buvette stehen schon fest, das Farbkonzept ist noch nicht entschieden – die Visualisierung ist mit Vorsicht zu geniessen.

tageswoche.ch/+3u9f7



Der Neue: Ivor Bolton. FOTO: BEN WRIGHT

Sinfonieorchester Basel

Ivor Bolton wird Chefdirigent

von Jenny Berg

Die Orchestermusiker jubelten, als sie erfuhren, dass ihr Wunschkandidat einen Vertrag für vier Jahre unterzeichnet hatte. Ivor Bolton wird ab Herbst 2016 neuer Chefdirigent des Sinfonieorchesters Basel. Der 57-Jährige löst Dennis Russell Davies ab, dessen Vertrag ausläuft. Bolton wurde mit grosser Mehrheit vom Orchester gewählt. Auch die Findungskommission und die Stiftung wollten den sympathischen Briten.

Wie alle sieben Kandidaten absolvierte auch Bolton in der auslaufenden Saison ein Kennenlern-Konzert mit dem Orchester. Schon hier zeigte sich, dass er eine Annäherung an die Originalklang-Bewegung anstrebt. Das passt gut in die Musikstadt Basel, in der schon zahlreiche andere Klangkörper historisch informiert spielen.

Noch ausbaufähig ist laut Bolton das internationale Renommee des Orchesters: «Hier sitzen Spitzenmusiker, doch der Ruf des Orchesters stimmt nicht mit seiner tatsächlichen Qualität überein», sagt er. «Das Orchester muss bekannter werden – das haben diese Musiker einfach verdient.» Helfen sollen dabei mehr Tourneen. Und gewiss auch Boltons gute Verbindungen zu den BBC-Proms sowie, dass er regelmässig bei den Salzburger Festspielen gastiert.

Ein talentierter Gastdirigent

Die Kandidatenschau schwemmte auch andere Talente nach Basel. Darum hat das Sinfonieorchester Basel neu auch einen ersten Gastdirigenten engagiert: Michal Nesterowicz. Der 41-jährige Pole gilt als vielversprechender Vertreter der jüngeren Dirigenten-Generation. Er soll in Basel verstärkt osteuropäisches Repertoire und die Musik der Moderne auf die Konzertbühne bringen. Vielleicht ist dies eine neue Möglichkeit, sich langfristig den Nachwuchs an Chefdirigenten selbst heranzuziehen. Denn was im Fussball schon lange gang und gäbe ist, könnte auch in der Musikwelt zu spannenden Ergebnissen führen.

tageswoche.ch/+mkm3p

Nach der «Landestelle» am Klybeckquai wollen Simone Fuchs und Christian Lorenz auch die «Aktienmühle» beleben.

Dynamik im Turbinenhaus

Zwei Neue sorgen in der Aktienmühle für frischen Schwung.

FOTO: A. PREOBRAJENSKI



von Mara Wirthlin

Er organisiert Caterings und Kochevents, führt sein eigenes Lokal, hatte früher mehrere unterschiedliche Jobs neben seinen eigenen Projekten, war immer gestresst und kriegte doch immer alles unter einen Hut. Wer Christian Lorenz aus der Gastronomie kennt, der weiss: Der Mann hat ein Tempo drauf, mit dem nur wenige Gastronomen mithalten können. Vor drei Jahren eröffnete er mit Klaus Bernhard und seiner Lebens- und Geschäftspartnerin Simone Fuchs die «Landestelle». Drei Jahre sind nicht viel – doch für Christian Lorenz ist es höchste Zeit für ein neues Projekt.

Die Ausschreibung der Stiftung Habitat, die auf der Suche nach einem neuen Mieter für die Neunutzung der «Aktienmühle» war, kam also wie gerufen. Lorenz sagt: «Ein Betrieb braucht sicher drei Jahre, bis das Konzept sitzt. Die ersten Jahre haben wir viel herumprobiert, und bei der «Landestelle» hat sich dieses Jahr alles so richtig schön eingependelt. Wir sind bereit für etwas Neues.»

Eröffnung im Mai 2016

Also bewarben sich Simone Fuchs und Christian Lorenz bei Habitat. Der Mietvertrag ist bereits unterschrieben. Die «Aktienmühle», die neben dem Restaurant auch Werkstatt Räume mit einer Gesamtfläche von 3000 Quadratmetern beherbergen wird, befindet sich momentan noch im Umbau. Im nächsten Sommer sollen die Räumlichkeiten bezugsbereit sein. Die Eröffnung des Lokals im Turbinenhaus ist bereits im Mai 2016 geplant.

Der Gastronom und Betriebsleiter Dani Jansen hat die «Aktienmühle» vor fünf Jahren als Zwischennutzung aufgebaut und seither geleitet. Er war neben Vertretern der Besitzerin Stiftung Habitat auch im Entscheidungskomitee, an welche Gastronomen das Turbinenhaus vermietet werden soll. Das «Landestelle»-Team sei sein klarer Favorit gewesen, sagt er, deshalb gebe er sein «Baby» mit gutem Gefühl aus der Hand.

Entscheidend für den Zuschlag von Habitat dürfte auch gewesen sein, dass Lorenz und Fuchs in der Lage zu sein scheinen, für die Lokalmiete aufzukommen. Diese darf man sich bei einem Gästebereich von 153 Quadratmetern sowie einer über 40 Quadratmeter grossen Küche entsprechend hoch vorstellen. Mit der florierenden «Landestelle» und einem gut laufenden Catering-Unternehmen in der Hinterhand sollte dies für Lorenz und Fuchs kein Problem darstellen.

Jansen ist aber auch so von Lorenz und Fuchs überzeugt. Sie hätten mit der «Landestelle» gezeigt, dass sie Menschen aus diesem Quartier anziehen können. Davon soll auch die «Aktienmühle» profitieren. Ebenso von der Vorgehensweise der beiden Gastronomen: «Sie haben uns kein Konzept vorgestellt, das in Stein gemeisselt ist, sondern wollen sich laufend an den Bedürfnissen der Quartierbewohner und

Laternen

Ein Basler Kunstprojekt verleiht dem Fastenmonat in Kairo neuen Glanz. Impulse für eine alte Tradition

von Astrid Frefel

In Ägypten hat der Fastenmonat Ramadan traditionell ein ganz eigenes Flair. Funkelnde Laternen in den verschiedensten Farben und Formen sind ein Ausdruck der Freude im heiligen Monat der Muslime, der in diesem Jahr am 18. Juni begonnen hat.

Während einen Monat lang von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang nichts gegessen und getrunken werden darf, dekorieren die Familien ihr Heim. Kinder sind stolz auf ihr eigenes kleines Laternenchen. Geschäfte und Hotels sorgen mit riesigen Exemplaren für Stimmung.

Der Sage nach ist die Tradition der Fawanis (Einzahl Fanus) über tausend Jahre alt. Als das schiitische Herrschergeschlecht der Fatimiden im Jahr 972 seine Hauptstadt nach Kairo verlegte, wurde Kalif al-Muizz bei seinem Einzug von den Einwohnern mit Laternen empfangen. Die Prozession erfolgte im Ramadan und die Laternen sind bis heute geblieben.

Die Originale sind von A bis Z handgemacht. Metall und Glas werden zugeschnitten und zusammengefügt und danach bemalt und dekoriert, oft mit Kalligrafie oder mit folkloristischen Mustern. Gefertigt werden die Fawanis meist in kleinen Ateliers, die seit Generationen von denselben Familien geführt werden.

In den letzten Jahren war der Markt allerdings zusehends mit billigen Nachahmerprodukten aus China überschwemmt worden. Es gab sie sogar in der Form von Fussballspielern und mit unmöglichen Melodien zum Abspielen. Die einheimischen Kunsthandwerker hatten immer mehr Mühe, sich zu behaupten.

Im vergangenen Herbst hat deshalb der ägyptische Handelsminister interveniert und den Import von Ramadan-Laternen und andern traditionellen Kunsthandwerk-Produkten verboten.

Das Verbot hat seine Wirkung nicht verfehlt, auch wenn die chinesischen Laternen immer noch in den Auslagen der Händler hängen. Importware, die schon bestellt und unterwegs war oder in den Lagern aufbewahrt wurde, darf noch verkauft werden. Die Kunden würden in diesem Jahr deutlich mehr ägyptische Fawanis kaufen, auch wenn diese teurer seien und im Schnitt fast das Doppelte kosten würden, sagt der Verkäufer auf einem belebten Markt im Zentrum von Kairo.

Das Verbot hat auch dazu geführt, dass die heimische Vielfalt wieder zugenommen hat. In diesem Jahr sind auffallend viele Laternen aus Holz zu sehen. Eine eigentliche Renaissance erleben zudem Laternen,

Kunden orientieren.» Solche dynamischen Prozesse finde er spannend und sinnvoll.

Fest steht bisher nur, dass es im Turbinenhaus der «Aktienmühle» keinen klassischen Restaurationsbetrieb geben wird. Der bisherige Open-Grill soll bleiben, die Getränke gibts an der Outdoor-Bar, und die Gäste bringen abends ihr Fleisch selbst mit oder kaufen es mit anderen hausgemachten Produkten der «Aktienmühle» vor Ort. Die hauseigenen Produkte stellt das Küchenteam im Turbinenhaus her, das ihm quasi als Werkstatt dient – auch, um Caterings vorzubereiten. Am Mittag wird das Lokal allerdings bedient sein.

Der Rest ergebe sich spontan. An Ideen mangelt es Simone Fuchs und Christian Lorenz für die «Aktienmühle» nicht: «Der grosse Raum im Turbinenhaus lässt uns viel Spielraum. So können wir zum Beispiel thematische Koch-Events mit Musik organisieren.» Geschlossene Gesellschaften wollen die beiden jedoch nicht bewirten: «Das widerspricht unserer Philosophie», sagt Lorenz. Auch familienfreundlich soll der Ort bleiben, ohne Konsumzwang und mit moderaten Preisen.

Fuchs und Lorenz freuen sich auf die neue Herausforderung. Auch weil am neuen Ort das Organisatorische für sie einfacher wird. Für die «Landestelle» ist das Küchenteam derzeit nämlich in der Küche eines Basler Clubs eingemietet und arbeitet dort. Das Büro befindet sich wiederum an einem anderen Ort. «In der «Aktienmühle» haben wir dann endlich alles schön gebündelt», freut sich Christian Lorenz.

Und Simone Fuchs freut sich darauf, die Neugestaltung der «Aktienmühle» zu übernehmen: «Bei der «Landestelle» konnte ich meine Ideen zwar einbringen, wir übernahmen aber das Favela-artige Mobiliar der Art Basel, welches einen eindeutigen Stil vorgab. Daher konnte ich mich nicht wirklich ausleben.» Sie und Lorenz wollen, dass die «Aktienmühle» und die «Landestelle» als zwei eigenständige Betriebe wahrgenommen werden. Diesem Anspruch will Fuchs auch bei der Gestaltung gerecht werden.

Kaum zu bremsen

Fuchs ist ursprünglich Grafikerin und absolvierte in Basel den Master-Studiengang in Design. «Seit ich in Basel bin, kreist mein kreatives Schaffen um das Thema Zwischennutzungen», sagt die Bernerin. So arbeitete sie lange in ihrem Atelier als selbstständige Grafikerin auf dem nt/Areal. Dort lernte sie auch Christian Lorenz kennen: «Mein Büro war oberhalb des «Erlkönigs», wo Christian Küchenchef war.»

Gemeinsam an Projekten gearbeitet haben Fuchs und Lorenz schon früher. Diese Zusammenarbeit wurde über die Jahre intensiver: «Erst arbeiteten wir vor allem bei der «Landestelle» gemeinsam, dann stieg Simone irgendwann auch beim Catering ein», erzählt Lorenz. Weniger als drei Jahre nach der Eröffnung des ersten Lokals besteht jetzt ein Mietvertrag für die «Aktienmühle». Die zwei sind kaum zu bremsen. tageswoche.ch/+b81zo ×



Gelungenes Experiment: Basler Laternen treffen auf ägyptische. FOTO: TAREK MOUSSALI

die mit dem Dekorationsstoff der Zeltmacher, dem Khayamiya, überzogen sind. Diese leuchtend farbigen Stoffe mit geometrischen oder islamischen Ornamenten werden im Ramadan auch benutzt, um die speziellen Zelte, in denen am Abend gefeiert wird, sowie Kaffees und Restaurants zu dekorieren.

Laternen mit Basler Wurzeln

Vor dem bunt geschmückten Eingang des Al-Azhar-Parks im islamischen Zentrum von Kairo stehen in diesem Jahr zehn 1,5 Meter hohe Laternen, deren Basler Wurzeln unschwer zu erkennen sind. Mit dem Ziel, diese alte Tradition neu zu beleben, hat die Schweizer Botschaft in Kairo mit dem Basler Grafiker und Laternenmaler Tarek Moussali ein Kunstprojekt umgesetzt. Die teilnehmenden jungen Künstler hatten einen ganz unterschiedlichen Hintergrund und lernten, wie eine Laterne von Grund auf hergestellt wird.

Dass Laternen auch eine Möglichkeit sein können, sich künstlerisch auszudrücken, das sei für die ägyptischen Artisten neu gewesen, aber Berührungspunkte hätten sie keine gehabt, berichtet Moussali im Gespräch. Da Laternen in Ägypten mit dem Ramadan assoziiert sind, wiesen sie traditionell keine Darstellungen von Menschen und Tieren auf.

Die jungen Künstler haben jetzt ganz weltliche Alltagsszenen auf diesem für sie ungewohnten Medium umgesetzt. Und Moussali ist überzeugt, dass das Experiment gelungen ist und neue Impulse für eine alte Tradition gegeben werden konnten. tageswoche.ch/+6p7j8 ×

Im Hotelgarten am Tegernsee erzählt Michael Lang, wie er als neuer Verteidiger nach Basel kam und warum er berühmter sein möchte als der Woodstock-Begründer.

«Sousa war nicht der Einzige, der mich wollte»

von Samuel Waldis

Michael Lang, wenn man Sie googelt, kommt zuerst der amerikanische Musikproduzent und Begründer des Woodstock-Festivals.

Ich habe mich auch schon gegoogelt, wie das halt jeder macht. Als ich gesehen habe, dass der Musikproduzent vor mir kommt, hat mich das ein wenig gestört (lacht).

Es hat Sie gestört?

Ja, denn ich möchte der berühmteste Michael Lang sein (lacht). Aber um den Amerikaner abzulösen, braucht es wohl noch etwas mehr.

Sie müssten wahrscheinlich zu einem sehr grossen Verein ins Ausland wechseln.

Genau. So entscheidend ist es am Ende dann doch nicht, ob es noch zehn andere Michael Lang gibt, die berühmter sind. Es darf einfach keinen berühmteren Fussballer Michael Lang geben.

Mit Ihrer Entscheidung, Fussballer zu werden, haben Sie sich für eine gewisse Berühmtheit entschieden. Ein risikohafter Entscheid, da eine Karriere schnell zu Ende sein kann.

Ich mag das Risiko, allgemein im Leben. Im Fussball kann man das Risiko minimieren, wenn man alles für seinen Körper macht, der Sportler hat seinen Körper selbst in der Hand. Aber es stimmt, es ist ein bisschen wie bei einem Formel-1-Wagen: Schraubt man irgendwo ein bisschen, kann alles aus dem Gleichgewicht geraten.

Ihr Leben ist geprägt von Enthaltsamkeit: Sie müssen sich bei Aktivitäten zurückhalten, die das Leben anderer 24-Jähriger ausmachen.

Richtig. Das Leben meiner Freunde, die oft am Abend weg sind, könnte und möchte ich aber gar nicht leben. Unser Job hat sehr viel mehr positive Aspekte als negative. Zudem sind wir nicht das ganze Jahr eingeschlossen und kommen nie raus: Nach Siegen können wir auch manchmal weg, das macht es spezieller – weil es seltener der Fall ist als bei anderen Jungen.

Sie sind ein privilegierter Mensch.

Ja, und auch da muss ich meine Freunde zitieren, wenn sie nach dem Urlaub sagen, dass sie wieder arbeiten müssen und die freie Zeit doch wieder zu kurz gewesen sei. Was mich betrifft, so geniesse ich meine Ferien; aber ich geniesse es auch jedes Mal, wieder in die Fussballwelt einzutauchen.

Ist Fussball Arbeit für Sie?

Es ist einerseits Arbeit, andererseits eine Lieblingsbeschäftigung, die ich zum Beruf machen durfte. Und deswegen fühle ich mich privilegiert.

Sie werden gleich das erste Spiel unter dem neuen Trainer Urs Fischer analysieren. Wobei Sie beim 4:1-Sieg gegen den SC Austria Lustenau nicht auf dem Platz standen.

Die Analyse ist für mich gleichwohl wichtig. So sehe ich, worauf der Trainer Wert legt, ob ich nun auf dem Platz stand oder nicht. Denn was er in diesem Spiel bemängelt, gilt für mich in Zukunft auch.

«Als Gegenspieler habe ich mich immer stark mit dem FCB beschäftigt, aber mein Kopf war beim GC.»

Können Sie uns denn schon sagen, auf was Urs Fischer Wert legt?

Er will, dass wir kompakt stehen. Wenn wir defensiv gut organisiert sind, dann sind wir extrem gefährlich. Das hat man gegen Lustenau bereits gesehen. Es muss ein Ziel sein, dass wir dominant sind. Zwei, drei Inhalte ändern sich mit dem neuen Trainer natürlich, aber grundsätzlich kann man den Fussball nicht neu erfinden.

Der Trainer hat den Verteidigern gezeigt, dass die Hände nicht hinter den Rücken gehören, wenn sie im Strafraum dem Stürmer entgegengehen. Kann man Grundsätzliches in Ihrem Alter überhaupt noch neu lernen?

Es gibt Spieler, die so in den Zweikampf gehen, weil es deren Trainer eben gerade

anders rum will als unser Coach, damit es keinen Handelfmeter gibt. Urs Fischer, mit seiner Erfahrung als Rekordspieler in der Super League, kann da schon noch mal etwas bewegen. Zurück zum Beispiel mit den Händen hinter dem Rücken: So etwas kann man auch noch mit Mitte zwanzig ändern. Anderes ist schwieriger, der Laufstil oder die Technik beispielsweise.

Stimmt es eigentlich, dass Sie der Wunschspieler Paulo Sousas waren?

Ich weiss einfach, dass er sich sehr um mich bemüht hatte. Meine Entscheidung hing aber nicht davon ab. Ich bin nicht beim FCB, weil Herr Sousa der Einzige war, der mich wollte. Ich finde es übrigens auch nicht gut, wenn ein Spieler eine Entscheidung vom Trainer abhängig macht, schliesslich weiss man nie genau, wie lange ein Trainer bleibt.

Als sich Ihr Wechsel nach Basel abzeichnete, haben Sie sich da intensiver mit diesem Verein auseinandergesetzt?

Als Gegenspieler habe ich mich schon immer sehr stark mit Basel auseinandergesetzt. Aber mein Kopf war bei den Grasshoppers, ich wollte unbedingt eine super Saison zu Ende spielen – auch, damit mir niemand etwas vorwerfen konnte.

Wie viele Menschen haben in Ihrem Umfeld von diesem Wechsel bereits vor der Vollzugsmeldung gewusst?

Es war nicht so, dass der Wechsel Monate vor dem Vollzug klar war. Es waren meine Familie, meine Freundin, die engsten Vertrauten. Ich habe allerdings nicht viele Menschen um Rat gebeten, es war eine Entscheidung, die ich selbst treffen musste.

Wie empfinden Sie eigentlich diese Transfergeschichten in den Medien?

Es gehört zum Fussball, und man muss die Fans und ihre Gefühle verstehen, wenn gewisse Wechsel nicht goutiert werden. Schlussendlich muss man als Spieler mit sich im Reinen sein. Sich für die Fans zu verstellen, ein anderes Gesicht aufzusetzen, das bringt alles nichts. Und was die Geheimnistuerei angeht: Sie müssen ja auch etwas zu schreiben haben.



«Mit mir kann man nicht nur über Fussball reden.»

FOTO: FRESH FOCUS

Müssen wir Sie uns vorstellen, wie Sie beim Frühstück mit der Zeitung über Gerüchte schmunzeln?

Es gibt Spieler, die lesen die Zeitung und fragen sich, warum es über sie keine Gerüchte gibt. Ich glaube aber nicht, dass viele so sind. Meine Situation war speziell, weil ich einen auslaufenden Vertrag hatte. Ich wurde nicht unruhig, ich wusste, dass ich mit harter Arbeit und einer guten Saison auf offene Türen stossen werde. Die Gerüchte über mich habe ich belächelt – und ich musste meinen Eltern immer wieder versichern: Ich sage euch schon, wenn ich etwas unterschreibe.

Wie ist es für Sie, dass Sie in dieser Unterhaltungsbranche arbeiten?

(lacht) Grundsätzlich leben wir von den Fans und von den Medien. Aber letztendlich geht es um Leistung.

Gibt es Momente, in denen Sie sich fragen: Was mache ich eigentlich in meinem Leben?

Nein, die gibt es nicht. Vielleicht kommt das, wenn ich Mitte dreissig bin. Dann frage ich mich möglicherweise, was ich in meinem Leben gemacht habe, ich werde halt einfach Fussballspieler gewesen sein. Momentan geniesse ich es aber. Sich diese Fragen zu stellen, ist sicherlich auch abhängig vom Charakter.

Ist Fussball denn reine Unterhaltung?

Ich als Fussballer sage natürlich, dass es mehr ist. Wenn ich in der Stadt bin, dann

höre ich, wie überall über Fussball geredet wird, wir Spieler werden angesprochen. Jeder oder fast jeder hat eine Verbindung zum Fussball. Daher kann man sagen, dass der Fussball verbindet, er hat einen grossen Stellenwert, auch im Sozialleben.

Was sagt es Ihrer Meinung nach über eine Gesellschaft aus, wenn Fussball ein so grosses Gesprächsthema ist?

Es zeigt, dass die Gesellschaft sehr sportlich ist (lacht). Mir ist lieber, es wird über Fussball als über anderes geredet, denn meistens ist man in einem guten Gemütszustand, wenn man über Fussball reden kann. Das ist doch schöner, als wenn man über anderes spricht, was in der Welt gerade nicht so gut läuft.

Geht es einer Gesellschaft vergleichsweise gut, wenn der Fussball ein Gesprächsthema ist?

Das ist vermutlich nicht von der Gesellschaft respektive den sozialen Schichten abhängig. Denn jeder kann über Fussball sprechen, jeder weiss besser, wie am Wochenende hätte gespielt werden sollen, jeder ist Trainer. Da kann der Anwalt mit dem Bauarbeiter sprechen und gleicher Meinung sein – und es können zwei enge Freunde entgegengesetzte Ansichten haben. Das macht es interessant, und darum verbindet Fussball auch.

Freuen Sie sich, wenn Sie jemanden treffen, der von Fussball nichts versteht?

Am Anfang ist das speziell, denn meistens kommen die Leute auf mich zu, weil sie wissen, was ich mache. Aber solche Treffen stören mich keinesfalls. Mit mir kann man nicht nur über Fussball und den FCB sprechen, es gibt auch andere Themen.

Träumen Sie vom Fussball?

Diese Nächte gibt es, ja.

Gibt es auch schlimme Fussballträume? Vielleicht von schweren Verletzungen?

(lacht) Nein, solch schlimme Vorstellungen hatte ich noch nicht gross.

Würden solche Träume etwas bedeuten?

Nein, das glaube ich nicht. Denn ich hatte genügend Träume, deren Inhalte nicht im Geringsten eingetroffen sind. Sollten also dereinst solche schlimmen Fussballträume auftauchen, werde ich am Morgen nicht mit Angst aufstehen.

Können Sie sich an den ersten Kontakt mit Urs Fischer erinnern?

Ich war 15 Jahre alt und stand vor dem ersten Vertrag beim FC St. Gallen. Urs Fischer war U21-Trainer beim FC Zürich, und irgendwann sass ich an einem Tisch mit ihm. Wir diskutierten über einen Wechsel, über Perspektiven. Wir haben uns also kennengelernt, bevor er Trainer und ich Spieler in der Super League war.

Und jetzt sehen Sie sich in dieser Liga Seite an Seite wieder.

Im Schweizer Fussball sieht man sich immer zwei, drei Mal. Deswegen ist es für mich wichtig, mit allen friedlich auseinanderzugehen. Ich bin auch nicht zum FC Basel gekommen, um mich nur mit drei oder vier Menschen gut zu verstehen.

tageswoche.ch/+04fu7

×

Ausländer sorgen wieder mal für Streit. Diesmal gehts um die Frage, ob sie aus Polizeimeldungen verschwinden sollen.

Wir sind die Guten

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

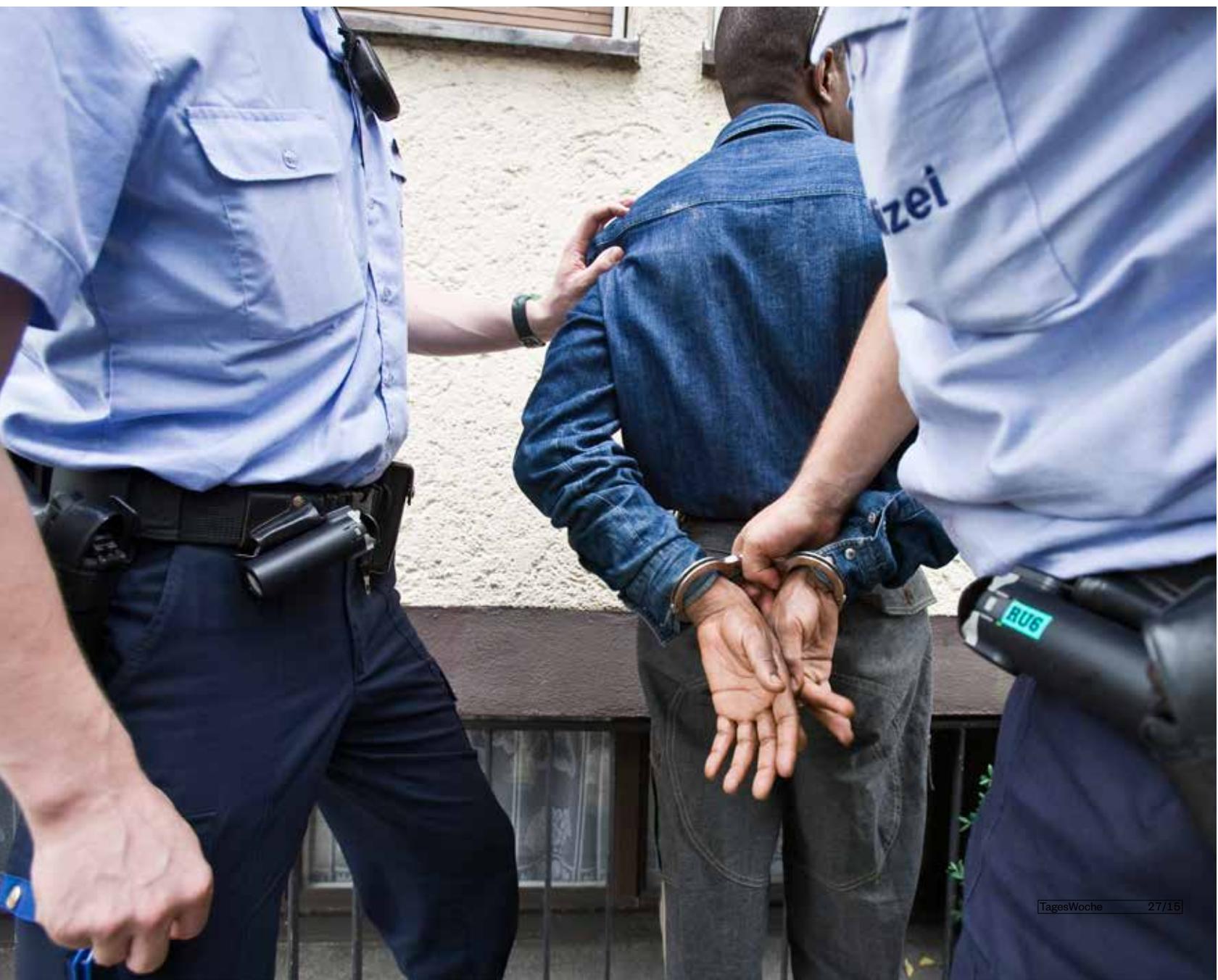
Ein altes, offenbar schwer lösbares Problem ist wieder hochgekommen: Sollen Polizeimeldungen und in der Folge auch die Medienberichte bei kriminellen Taten die Nationalitäten der Täter nennen oder nicht? Die Frage ist darum wieder zu einem Diskussionspunkt geworden, weil zwei Zürcher Gemeinderäte (SP/GLP) in einem Postulat forderten, dass die Polizei die Nationalität von Kriminellen und ihren Opfern nur noch in Ausnahmefällen nennen dürfte.

Dankbar, aber mit klarer Ablehnung hat die Presse den Vorstoss aufgegriffen, zum Beispiel der «Sonntagsblick», aber auch der sich gerne links-liberal positionierende, in diesem Fall aber stramm volkstümlich reagierende «Tages-Anzeiger». Wenige Tage später gab das gleiche Blatt auf der Leserbrief-Seite dann wieder etwas Gegensteuer mit dem Titel «Die Nennung von Nationalität ist reine Hetzerei».

Beide Positionen sind eigentlich bekannt: Die Befürworter von «voller» Infor-

Nationalität in Polizeimeldungen: Eine Frage der Transparenz oder bloss Futter für Vorurteile?

FOTO: KEYSTONE



mation berufen sich auf das Transparenzgebot, verwehren sich gegen Geheimhaltung und gegen Zensur («Blick»); sie nehmen an, ein Verschweigen führe bloss zu übertriebenen Vermutungen. Die Gegner von Nennungen der Nationalität relativieren den Zusammenhang zwischen Tat und nationaler Herkunft und sehen in solchen Angaben eine Begünstigung von Fremdenfeindlichkeit. Sie erklären, dass man gerade so gut die Augenfarbe angeben könnte.

«Wir» und die «Anderen»

Wem die Angabe der Nationalität unerlässlich erscheint, erliegt einer Fixierung auf einen Eckwert, der in der Regel wenig aussagekräftig ist. Dabei geht es ihm weniger um die Frage, ob jemand Deutscher oder eine Chinesin ist, sondern um die Feststellung, dass es sich um eine nichtschweizerische Person handelt. Dies in einer Gesellschaft, in der bald ein Viertel der Bevölkerung teils sehr gut, teils gewöhnlich, teils auch nicht gut integriert ist – wie übrigens, mehr oder weniger, auch die eingewanderten Ureinwohner dieses Landes.

In der Bekämpfung von abwertenden Klischeevorstellungen ist schon vorgeschlagen worden, nicht von Afrikanern zu sprechen, sondern den fraglichen Personen (wenigstens) eine Staatsbürgerschaft zu geben und sie so ein bisschen aufzuwerten. Damit verschiebt man die Kategorisierung jedoch bloss von einer grösseren in eine kleinere Pauschale. Ist Nigerianer oder Somalier besser? Es entspräche immerhin den Passangaben. Doch was sagen die aus?

Nationalität könnte am Rande eine Angabe mit Erklärungscharakter sein. Sie ist aber bei Weitem nicht die wichtigste.

Nationalität, dies sei nicht bestritten, könnte am Rande ebenfalls eine Angabe mit Erklärungscharakter sein. Sie ist aber bei Weitem nicht die wichtigste: Strafrechtsprofessor und SP-Nationalrat Daniel Jositsch weist in der jüngsten Debatte zu Recht erneut darauf hin, dass eine bestimmte Kombination von Geschlecht, Alter und sozialem Status eine signifikantere Erfassung abgebe und diese auch für Nichtfremde, also schlecht eingebettete Schweizer Jungmänner gelte.

Es sind weniger die konkreten Angaben (Deutsche oder Chinesen), die zu ungunstigen nationalen Stereotypen führen, als die in unseren Köpfen tendenziell bestehenden Allgemeinunterscheidungen zwischen «uns» und den «Anderen». Diese wird durch Einzelmeldungen bedient und führt (natürlich nur in negativen Fällen) zur Bestätigung negativer Pauschalen. Wird aber Nationalität in einem positiven Vorgang genannt, etwa: «Albaner rettet Schweizerin

aus brennendem Auto», kommt es kaum zu einer verallgemeinernden Positivvorstellung von Südosteuropäern.

Kräfte, die einen regelhaften Zusammenhang zwischen Bösem und Fremdem sehen, wollen zusätzlich wissen, ob es sich bei den jeweiligen Tätern um Eingebürgerte, offenbar noch halbwegs Fremde handle. In diesem Sinne forderte die SVP, allerdings ohne Erfolg, dass die Kriminalitätsstatistik des Bundes den «Migrationshintergrund» bis fünf Jahre nach der Einbürgerung nachweise.

Es gibt in der Schweiz keine einheitliche Praxis. Im November 2010 verabschiedete die Konferenz der kantonalen Polizeikommandanten die Empfehlung, in Medienmitteilungen bei Tatverdächtigen und Opfern neben dem Alter stets auch die Nationalität anzugeben und davon nur abzusehen, wenn der Persönlichkeitsschutz dies erfordere. Noch vor wenigen Jahren hatte der Presserat genau diese Regelung als Verletzung des «journalistischen Diskriminierungsverbots» bezeichnet.

Von Behörden wie von Medien wird zu Recht erwartet, dass sie Pauschalisierungstendenzen nicht fördern. Für die Tendenzen selber sind aber nicht sie verantwortlich, sondern die Gesellschaft insgesamt und damit jeder Einzelne von uns.

Im Kanton Solothurn, den man nicht mit dem antiislamistischen Motorradfahrer Wobmann gleichsetzen sollte, hat die Vox populi im März 2012 die Behörden gezwungen, jeweils Angaben zur Nationalität zu machen. Noch strenger ist St. Gallen, Kanton der famosen ehemaligen Vorsteherin des Sicherheits- und Justizdepartements Karin Keller-Sutter: Hier darf die Polizei sogar das ehemalige Heimatland von eingebürgerten Tätern bekannt geben. Basel-Stadt ist eher zurückhaltend. Nennung von Nationalitäten erfolgt, wenn man einen tatsächlichen Mehrwert erwartet.

Die in Zürich angestrebte Restriktion hätte nichts gegen Nationalitätendifferenzierung in Jahresstatistiken. Allerdings sind auch da zwei Vorbehalte am Platz: In der Statistik der Ausländerkriminalität wird in der Regel nicht unterschieden, ob es sich um niedergelassene oder durchreisende Nichtschweizer handelt. Naheliegender ist, dass diese Pauschalkategorie dann 1:1 ganz auf die einheimischen Ausländer bezogen wird.

Walliser Schirmherr Freysinger

Der zweite Vorbehalt gilt dem problematischen Effekt, dass es als Folge von Erfahrungswerten zu einer speziellen Bergwöhnung eines Bevölkerungsteils und darum zu entsprechenden Registrierungen von Vergehen kommt. Dafür gibt es den Namen «racial profiling». Zugespielt kann man zudem erklären, dass solche Statistiken nur über erfasste, womöglich nicht einmal bis zu einer Verurteilung gelangte Taten etwas aussagt und nichts über gar nicht erfasste Taten, die es ebenfalls gibt. Wäre diesbezüglich ebenfalls eine Nationalitätendifferenzierung möglich?

Die Unterscheidung zwischen «uns» und den «Anderen» gibt es abgeschwächt auch innerhalb der Schweiz. Nicht überraschend hat der Walliser SVP-Sicherheitsdirektor Oskar Freysinger dies im März 2015 praktiziert, indem er seinen Kanton aufgrund des Quotienten «Straftaten pro Einwohner» mit dem besten Wert der westschweizerischen Kantone rühmte, um dann das wenig urbane Oberwallis als besonders vorbildlich zu präsentieren.

Dass es wesentliche Unterschiede zwischen uns Guten und den anderen Unguten gibt, ist primär eine Sache unserer Vorstellungswelt.

Eine Frage stellt sich Freysinger allerdings nicht: Sind gute Sicherheitsverhältnisse das Resultat guter Polizeiarbeit und sind schlechtere Verhältnisse zum Beispiel im Unterwallis mit rund 80 Prozent der Walliser Straftaten die Folge des Umstands, dass dort mehr böse Kerle ihr Unwesen treiben? Für einmal nicht in nationaler, sondern lokalpatriotischer Manier ruft Freysinger via Medien den Kriminellen im schweizerischen Ausland zu, besser nicht ins Wallis «zu kommen».

Kriminalität und Untatkriminalität verteilt sich offenbar unterschiedlich auf die Binnenverhältnisse. Lokalpatron Freysinger muss sein Wallis vor Kriminellen anderer Kantone (ob mit schweizerischer oder nichtschweizerischer Staatsbürgerschaft) schützen. Konsequenterweise müsste man bei jeder Untat eines Schweizlers dessen kantonale Zugehörigkeit angeben, damit das gute Gesamtvolk weiss, woran es ist, wenn es mit einem Angehörigen dieses Kantons zu tun hat.

Der Walliser Staatsrat verwies stolz darauf, dass sein Kanton einen Sicherheitsindikator von niedrigen 4,23 Prozent im Vergleich zum hohen gesamtschweizerischen Durchschnitt von 6,46 Prozent habe. Allerdings musste er auch einräumen, dass es in der Schweiz noch besser Zonen gibt: Appenzell Innerrhoden mit 2,46 Prozent und Uri mit nur 2,87 Prozent Untaten pro 100 Einwohner. Müssten die Polizeidirektoren dieser Kantone nicht unter anderem vor den Wallisern warnen?

Dass es wesentliche Unterschiede zwischen uns Guten und den anderen Unguten gibt, ist primär eine Sache unserer Vorstellungswelt. Wenn diese uns sagt, dass es wichtig sei, Ausländer als solche zu erkennen, haben wir ein Problem. Denn heutzutage ist nicht einmal mehr die Hautfarbe oder der Augenschnitt ein sicherer Indikator, um wen es sich handelt. Vielleicht würden da obligatorische Abzeichen abhelfen. Diese müssten ja nicht unbedingt gelb sein. tageswoche.ch/+xgmoe ×

«No einisch» will ers wissen: Emil Steinberger bringt seine Klassiker ab September ein letztes Mal auf die Bühne. Ein Gespräch mit dem Grandseigneur des Schweizer Kabarets.

«Kabarett war für mich wie eine Kur»

von Marc Krebs

Da sitzt er, in einer Ecke des Bistros beim Basler Kunstmuseum und sieht immer noch so aus, wie wir ihn in Erinnerung haben: Emil Steinberger. Wachser Blick, filliges Haar, Schalk in den Augen. Man sieht ihm sein wahres Alter nicht an, 82 Jahre ist der Grandseigneur des Schweizer Kabarets geworden. Und reif fürs Museum, widmet ihm das Historische Museum Luzern doch derzeit eine Sonderausstellung.

Aber zur Ruhe kommt Emil selber nicht. Er warte noch auf seine Pensionierung, sagt er. Im Theater Fauteuil lanciert er im September eine grosse Tournee, tritt allein in Basel sechs Wochen lang auf!

Warum Basel? Einerseits steht er der Theaterfamilie Rasser nahe, ist der Pate von Caroline und seit 45 Jahren Gast am Spalenberg. Andererseits sind die Basler Auftritte für ihn auch Heimspiele: Emil und seine Frau Niccel sind 2014 von Montreux hierhergezogen, in die Nähe des Aeschensplatzes. Als ich ihn begrüsse, liest er gerade Zeitung.

Emil Steinberger, wann haben Sie das letzte Mal ein Kreuzworträtsel gelöst?

Oh, das war vielleicht vor 50 Jahren. Oder vor 60 Jahren gar. Ich bin überhaupt kein Kreuzworträtsellöser.

Dabei lösen Sie in einer Ihrer berühmtesten Nummern ein Kreuzworträtsel!

Gestatten Sie mir dennoch die Frage: Schweizer Komiker, elf Buchstaben.

Rocchi ist es sicher nicht, Rittmeyer... das sind glaube ich auch nicht elf Buchstaben. Es muss ein Schweizer sein? Schwierig. Ich wüsste nicht einmal, wie viele Buchstaben mein eigener Name hat.

Elf!

Ach, wirklich? Steinberger?

Ja. César Keiser ergäbe auch elf, wenn man ihn mit Vornamen reinnähme.

Sehen Sie, das hätte ich nicht gewusst. Für Kreuzworträtsel habe ich erst Zeit, wenn ich dann mal pensioniert bin!

Sie starten im Herbst eine enorme Tournee. Wieso dieses Comeback?



Emil Steinberger, 1933 in Luzern geboren, füllte als Kabarettist ab den Siebzigerjahren alle Theater der Schweiz und bald auch in Deutschland. 1993 zog er sich nach New York zurück. Seit 1999 lebt er mit seiner heutigen Frau Niccel wieder in der Schweiz.

So kennt man ihn gar nicht: Als junger Mann fühlte sich Emil Steinberger oft von Hemmungen blockiert.

FOTO: NILS FISCH

Weil ich immer wieder hörte, dass die Leute die alten Nummern sehen möchten. Weil ich 1987 aufhörte, haben viele Leute gar nie die Gelegenheit gehabt, mich live zu erleben. Und immer wieder haben Leute diese Wünsche an mich herangetragen, mal die «Polizeihauptwache» oder den «Piloten» live zu erleben. 2013 führte ich einen Abend in Luzern durch unter dem Titel «Merci vielmol». Die 1700 Plätze waren innert 20 Minuten ausverkauft, die Zusatzvorstellungen ebenfalls. Nach so vielen Jahren wieder alte Nummern zu spielen, machte riesig Spass, mir und dem Publikum. Also entschloss ich mich: Jetzt muss ich halt wieder schaffen!

Andere Menschen in Ihrem Alter geniessen den Ruhestand, etwa die Briefmarkensammlung.

Ich habe ja gar keine. Ich hätte gar nicht die Nerven für diese Pinzettenarbeit. Überhaupt gibt es eine solche Inflation an Briefmarken. Die Post gibt ja alle zwei Monate neue Briefmarken heraus. Das kann man gar nicht mehr überblicken. So gibt es ja gar keine Raritäten mehr. Das wird auf den Markt geworfen. Ich finde das furchtbar. Und wenn man dann mal eine lustige Briefmarke entdeckt, die man haben möchte, sagen sie einem im Postamt: Ah, diese Sondermarke verkaufen wir nicht am Schalter, die müssen sie bestellen. Dann denke ich mir – Lago mio!

Dafür können Sie heute Duschbrausen am Postschalter kaufen. Hätten Sie sich das vorstellen können, als Sie die Lehre bei der Post absolvierten?

Jo chasch danke! Kürzlich habe ich eine Postkarte aus Teneriffa erhalten. Swisspost Teneriffa. Bei uns machen sie Filialen zu und in Teneriffa expandieren sie. Nein, das verstehe ich nicht mehr. Völlig verkehrt programmiert, was die Post da bietet, der Service nicht mehr beim Kunden, scheint mir.

Zuletzt sahen wir Sie auch am Postschalter: als Überraschungsgast in der TV-Show für Udo Jürgens. Es war eine Überraschung – und ein Erfolg!

Ja, aber mir war nicht ganz wohl dabei. Weil wir das nie vor Publikum testen konnten. Solche Situationen habe ich eigentlich nicht gern.

Sie hatten Nervenflattern?

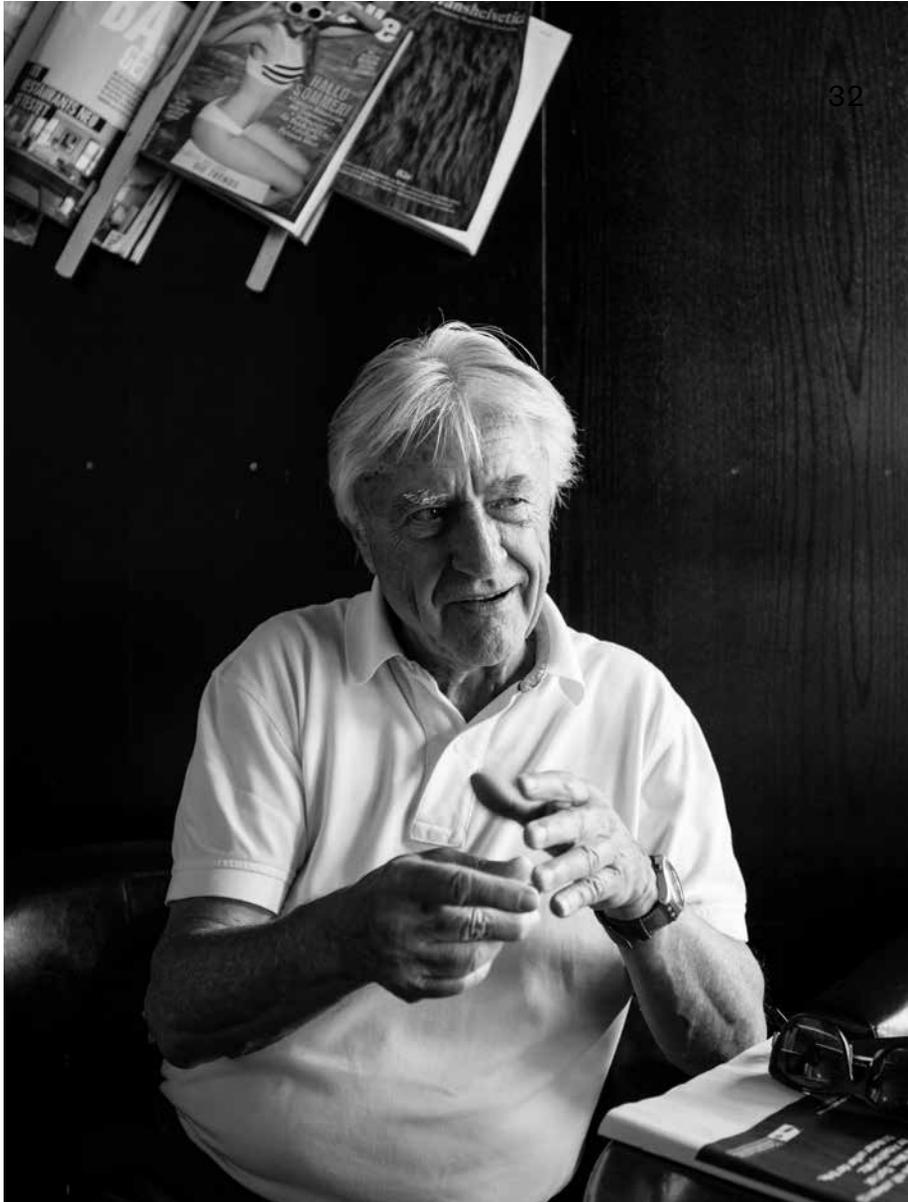
Ja. Ich sass bis zur letzten Minute im Hotelzimmer und spielte die Nummer im Kopf durch. Im Nachhinein hätte ich gerne länger daran gefeilt, die Nummer zuerst ausgetestet.

Aber Ihr Auftritt schlug doch ein wie eine Bombe. Haben Sie die Reaktionen danach ermutigt, wieder auf Tournee zu gehen?

Nein, gar nicht. Das hatte ich schon vorher geplant.

Eigentlich brechen Sie nun ein fast 30-jähriges Tabu. Denn die Bühnenfigur Emil schickten Sie nach dem «Füürobig»-Programm 1987 in Rente.

Den Tabubruch leitete ich schon vor 15 Jahren ein, als ich auf eine Lesetournee ging. Die Lesungen wuchsen organisch, wurden zu einem eigenen Programm.



Fühlt sich wohl in Basel: Emil Steinberger.

FOTO: NILS FISCH

Zuvor hatten Sie sich nach New York zurückgezogen – weil Ihnen der Rummel zu viel wurde?

Ja. In der Schweiz wollte ständig jemand etwas von mir, sodass ich mich nach all den intensiven Jahren entschloss, mich auszuklinken. Und dafür musste ich die Schweiz verlassen. In New York habe ich Englisch gelernt, auch wieder die Schulbank gedrückt dafür, zudem die Stadt erwandert. Ich war sehr viel zu Fuss unterwegs – und habe stets Neues entdeckt. Ich habe die «New York Times» gekauft, 2,5 Kilo – bis man die gelesen hat mit dem Dictionnaire in der Hand, sind schon wieder zwei Tage vorbei. Die Zeit verging wie im Flug. Und hätte ich nicht geheiratet, wäre ich vielleicht noch immer in New York.

«Mit Niccel an meiner Seite fiel mir die Rückkehr in die Schweiz leichter. Sie gibt mir Schutz, gerade auch in der Öffentlichkeit.»

Inwiefern?

Mit Niccel an meiner Seite fiel mir die Rückkehr in die Schweiz leichter. Sie gibt mir Schutz, gerade auch in der Öffentlichkeit. Wenn wir gemeinsam essen gehen, werde ich im Restaurant eher in Ruhe gelassen – bis meine Frau kurz auf die Toilette geht, dann kommen die Leute zu mir an den Tisch. Die Rückkehr in die Schweiz machte aber auch aus geschäftlichen Gründen Sinn, es war kompliziert geworden, alle Verlagsarbeiten aus der Ferne abzuwickeln.

Als Sie nach sechs Jahren New York in die Schweiz zurückkehrten, war das kein Schock für Sie? Von der Weltstadt zurück in dieses kleine Land, das sich eher abzuschotten versucht.

Vielleicht bin ich einfach anpassungsfähig wie ein Chamäleon – auf jeden Fall war das für mich überhaupt kein Problem. Ein Jahr lang reisten wir wie Zigeuner herum mit unserem Gepäck, bis wir in Montreux schliesslich eine Wohnung fanden und uns dort niederliessen.

Montreux, weil die Romandie für ihre Privatsphäre mehr Schutz bot?

Ja, das sprach auch sehr dafür. In Zürich wäre wieder alles auf mich hereingestürzt. Das wollte ich vermeiden. Eine Zeit lang war ich als Einzelperson sehr exponiert, zu exponiert. Mir wurde das zu viel.

Montreux ist ein Sehnsuchtsort für viele Deutschschweizer, zumindest für mich. Warum geben Sie den auf?

Irgendwann hat man auch diese schöne Gegend gesehen. Zudem hatten wir Heimweh nach der Muttersprache. Wenn ich im Welschland ins Theater ging, verstand ich immer nur 70 Prozent. Und wenn dann die Leute im Saal lachten, schauten sie immer fragend zu mir rüber: Lacht der Steinberger auch oder ist er noch am Übersetzen... (lacht) Es war ein grosses Bedürfnis von uns, Kultur wieder in der eigenen Sprache zu geniessen.

«Die deutschen Zuschauer fanden zu Beginn immer: Ja, genau so sind die Schweizer. Bis sie dann realisierten, dass sie ja selber genau gleich sind.»

Und so zogen Sie vor einem Jahr nach Basel.

Ja. Wir suchten vier Jahre lang, hatten es schon fast aufgegeben. Bis wir ein Telefon kriegten, dass eine Wohnung erhältlich sei, ruhig und zentral – fünf Minuten bis zum Kino, Theater und den Museen. Super, wirklich super!

Mit Basel sind Sie ja auch privat eng verbunden, durch die Familie Rasser, mit der Sie befreundet sind.

Ja, genau. Schon 1970 gab ich meine ersten Vorstellungen im Fauteuil, gleich etwa 60 an der Zahl!

Was mögen Sie an Basel?

Die Stadt und ihre Leute wirken immer positiv auf mich. Das zeigt sich schon nur in der Sprache. Der Luzerner sagt «Jo, jojoo». Der Basler dagegen sagt: «Jäl» und «Hejodernoo!» In diesem Tonfall allein liegt schon etwas Fröhliches, das habe ich sehr gerne. Und das Flair hier in der Stadt ist international, auch Deutschland und Frankreich gleich um die Ecke.

In den nationalen Abstimmungen stimmt Basel oft mit der Welschschweiz. Sagt das auch etwas darüber aus, weshalb Emil hierhergezogen ist?

Nun, man spürt hier in Basel schon einen anderen Blickwinkel auf die Welt. Das gefällt mir durchaus. Aber der Röstigraben, der lässt sich nicht so einfach überwinden. Allein der Kulturaustausch zwischen der Deutschschweiz und dem Welschen ist Wunschdenken.

Sie haben als Emil beide Sprachregionen zusammengeführt. Warum gelingt das kaum einem anderen Komiker?

Was soll ich da sagen? Meine Texte sind relativ einfach, sie sind ja nicht anspruchsvoll intellektuell. Also sagte ich zu, als ich vom welschen Fernsehen angefragt wurde, eine Nummer, den «Blutspender», ins

Französische zu übersetzen. Während ich da vor der Kamera stand, begann diese plötzlich zu wackeln – und ich realisierte, dass der Kameramann dahinter so fest lachen musste, dass er zitterte. Nach der Nummer sagte er zum Kabelträger: «Mich würde es schon wundernehmen, ob das auf Schweizerdeutsch genauso lustig ist wie auf Französisch.» Natürlich hatte ich einen Vorteil, dass mein Französisch eben gerade nicht perfekt war.

Sodass der Welsche ein wenig über den Deutschschweizer lachen konnten?

Ja, selbstverständlich. Genauso war es auch in Deutschland. Die deutschen Zuschauer fanden zu Beginn immer: Ja, genau so sind die Schweizer. Bis sie dann realisierten, dass sie selber genau gleich sind wie wir.

Gibt es Unterschiede im Humorverständnis in den Schweizer Regionen?

Nein, gar keine, finde ich. Aber wenn ich in München spielte und den Leuten sagte, dass ich am nächsten Tag in Hannover auftrete, hörte ich jeweils Warnungen wie: «Jesus Maria, dort oben haben die dann gar kein Verständnis für Ihren Humor!» Ja, chasch danke! Die haben genau gleich gelacht wie überall sonst.

Interessant ist, wie Emil auch im welschen Humor nachzuhalten scheint. Die Deutschschweizer, die der Komiker Vincent Kucholl in der Satiresendung «120 Secondes» (und neuerdings am TV in «24 minutes») darstellt, erinnern oft an Ihre Figuren.

Das mag sein, leider kenne ich diese Sendung nicht. Aber mir fiel grundsätzlich auf, wie viel lebendiger das welsche Radio im Vergleich zu jenem in der deutschen Schweiz ist. Da sitzen oft mehrere Leute am Mikrofon, da wird viel mehr mit Humor gespielt. Selbst in Sendungen über klassische Musik wird mit feinem Witz moderiert und unterhalten. Beim SRF vermisse ich die Lockerheit und die Experimentierfreude.

Es wird derzeit intensiv über den Zweck der SRG diskutiert. Finden Sie, die einst propagierte Idée suisse sollte mehr gelebt werden?

Ja, sicher. Aber das ist selbstverständlich leichter gesagt als getan. Man sollte mit einfachen Mitteln anfangen und unsere Mehrsprachigkeit fördern und die Leute sensibilisieren. Es bleibt leider meistens bei Konferenzen, an denen man darüber redet – und danach passiert nicht mehr viel.

«Beim SRF vermisse ich die Lockerheit und Experimentierfreude.»

Sie aber bringen Ihr neues Bühnenprogramm einmal mehr in beide Sprachregionen. Wenn Sie dann die Klassiker auspacken wie das Telegrafnamt: Passen Sie solche Nummern an den Zeitgeist an?

Die alten Nummern nicht, nein. Das sind Klassiker, bei denen ich nichts ändern

möchte. Das ist wie bei einem Schlagersänger, der ändert den Text auch nicht mehr ab, weil er sonst die mitsingenden Konzertbesucher enttäuschen würde. Das wäre bei mir ähnlich, die Leute kennen die Texte, wollen das Original. Ich spielte mal im Gefängnis von Regensdorf und blickte ins Publikum. Während ich die «Polizeihauptwache» spielte, schossen mir ständig Gedanken durch den Kopf: «Was hat wohl dieser da verbrochen? Und der dort?» Auf einmal hatte ich ein Blackout und verlor prompt den Faden. Da sprach einer im Publikum einfach den Text weiter, eins zu eins wie auf Platte, und rettete die Situation. Die Gefangenen und ich haben fünf Minuten lang gelacht, es war fantastisch.

«Kabarett kann man nicht für tot erklären. Es nimmt halt einfach andere Formen an.»

Die Textsicherheit ist auch eine Bürde: Sie dürfen die Leute nicht enttäuschen.

Ja, absolut. Ich bin auch empfindlich, was Texttreue angeht. Als das Fernsehen mal bei einer Nummer kürzte und Pointen rausschnitt, regte ich mich fürchterlich auf. Ich finde so etwas kulturlos. Kürzlich fragte mich die Redaktion von «Musikwelle 531», ob sie meine Nummern kürzen dürfte, weil diese so lang seien. Das kommt für mich nicht infrage. Überhaupt stört mich diese Tendenz, Kabarett nicht mehr atmen zu lassen. Als ich kürzlich Michael Elsener am TV sah, wurde unmittelbar nach seinem letzten Satz geschnitten, zack, Werbespot, da blieb keine Luft für die Pointe, kein Aspann, nichts.

Wenn Sie schon Elsener erwähnen: Verfolgen Sie das aktuelle Schweizer Kabarett noch mit?

Ja, jetzt, da ich in Basel lebe, wieder öfter. Es ist ja auch herrlich: Ich bin in fünf Minuten im Fauteuil, wo ich Massimo Rocchi, Joachim Rittmeyer und Urban Priol sehen kann. Das sind hervorragende, fantastische Darbietungen.

César Keiser hielt in seinen Memoiren fest, dass die viel gehörte Behauptung, das Kabarett sei tot, eine Mär sei. Einverstanden?

Ja, Kabarett kann man nicht für tot erklären. Es nimmt halt einfach andere Formen an. Eine Zeit lang wurde es zur Mode, dass man nur noch parodierte und imitierte – in meinen Augen machen das zu viele. Ich stehe halt immer noch auf selbst geschriebene Texte und Figuren.

Diesen Figuren machen Ihren Humor aus. Sie haben Schweizer Charaktere und ihre Eigenschaften sehr genau beobachtet und auf diese Art und Weise zeitlose Nummern geschaffen, die heute noch funktionieren...

Aber nie mit Absicht! Bloss aus Spass und Freude daran, die Leute zu unterhalten. Die «Polizeihauptwache» schrieb ich in

Basel-Stadt und Region

Allschwil

De Lattre, Monique Edmonde, von Basel/BS, 14.01.1930–19.06.2015, Baselmattweg 198, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Ott-Muhmenthaler, Rosmarie, von Weissingen/ZH, 06.08.1928–26.06.2015, Muesmattweg 33, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Freitag, 03.07., 14.00 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Schär, Ernst, von Basel/BS, Wyssachen/BE, 11.12.1925–30.06.2015, Muesmattweg 33, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Arlesheim

Chi, Meng-Chun, aus China, 24.09.1972–24.06.2015, General Guisan-Str. 41, Arlesheim, Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Küng-Rebmann, Margaretha Wally, von Schlierbach/LU, 23.03.1937–27.06.2015, Bromhübelweg 15, c/o Stiftung Obesunne, Arlesheim, Trauerfeier: Mittwoch, 08.07., 10.00 Uhr, Abdankungshalle Bromhübel, anschließend Beisetzung.

Basel

Baier, Theodor Kurt, von Deutschland, 31.01.1939–26.06.2015, Amerbachstr. 22, Basel, Trauerfeier: Freitag, 03.07., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Brandenberger-Signer, Anna, von Basel/BS, 20.02.1921–23.06.2015, Leimenstr. 77, Basel, Beisetzung: Montag, 06.07., 10 Uhr, Wolfgottesacker. Abdankung 11 Uhr, Friedhof Bromhübel, Arlesheim.

Bruhin, Hanspeter, von Wangen/SZ, 08.08.1933–25.06.2015, Steinentorberg 18, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Chiaromonte-Rossic, Giovanni, von Italien, 02.01.1936–23.06.2015, Florastr. 18, Basel, wurde bestattet.

Egloff-Knecht, Robert Albert, von Tägerwilen/TG, 18.02.1922–27.06.2015, Gellertstr. 138, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 07.07., 11.00 Uhr, St. Margarethen-Kirche, Binningen.

Eiholzer, Viktor, von Basel/BS, Werthenstein/LU, 27.05.1918–28.06.2015, Hirzbrunnenstr. 86, Basel, Erdbestattung am Grab: Montag, 06.07., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Farzaneh-Mohammad Doust, Moradali, von Basel/BS, 02.11.1952–18.06.2015, Solothurnerstr. 44, Basel, wurde bestattet.

Foltz-Müller, Julius Heinrich, von Mellingen/AG, 20.02.1930–16.06.2015, Lehenmattstr. 236, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 07.07., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Gächter, Martha Lina, von Rüthi/SG, 26.04.1918–19.06.2015, Wiesendamm 22, Basel, wurde bestattet.

Glättli, Martin Emil, von Basel/BS, Bonstetten/ZH, 28.07.1926–20.06.2015, Gellertstr. 138, Basel, wurde bestattet.

Guiglia-Müller, Silvia, von Binningen/BL, 13.10.1942–24.06.2015, Elsässerstr. 61, Basel, wurde bestattet.

Hertner, Annemarie, von Ziefen/BL, 10.05.1953–04.06.2015, Holbeinstr. 16, Basel, wurde bestattet.

Krebs-Martin, Emma, von Basel/BS, 20.02.1915–28.06.2015, Mülhauserstr. 35, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 08.07., 10.30 Uhr, Kapelle Alters- und Pflegeheim Johanniter.

Lechner, Anna, von Basel/BS, 04.04.1926–19.06.2015, Lehenmattstr. 282, Basel, wurde bestattet.

Lüthi-Tavel, Denise Carla, von Basel/BS, 10.10.1926–23.06.2015, Sierenzerstr. 74, Basel, Trauerfeier: Freitag, 03.07., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Mair-Christ, Ilse, von Deutschland, 22.05.1941–24.06.2015, Homburgerstr. 48, Basel, wurde bestattet.

Marrer, Jürg René, von Basel/BS, 19.02.1948–16.06.2015, Burgfelderstr. 101, Basel, wurde bestattet.

Messer, Walter, von Bellach/SO, Zauggenried/BE, 22.09.1945–28.06.2015, Hirzbrunnenstr. 19, Basel, Trauerfeier: Samstag 04.07., 14.00 Uhr, ref. Kirche, Kaselfeldstr. 18, 4512 Bellach/SO.

Moirandat, Renée, von Epauvillers/JU, 28.05.1929–16.06.2015, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Moor-Fröhlicher, Mina Marie, von Vorderwald/AG, 04.06.1924–21.06.2015, Wiesendamm 22, Basel, wurde bestattet.

Möri-Suter, Ernst, von Basel/BS, 13.02.1922–13.06.2015, Horburgstr. 54, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 07.07., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Napp-Ehret, Lydia, von Basel, 11.02.1934–22.06.2015, St. Alban-Vorstadt 83, Basel, wurde bestattet.

Romer-Fürst, Bernhard Alfred, von Basel/BS, 06.11.1921–29.06.2015, Schützenmattstr. 54, Basel, Trauerfeier: Freitag, 03.07., 14 Uhr, St. Marienkirche, Holbeinstr. 30.

Rossinelli, Anne-Françoise, von Neuchâtel/NE, Cadempino/TI, 18.01.1951–25.06.2015, Baumgartenweg 17, Basel, wurde bestattet.

Schlittler-Bürgisser, Kurt, von Niederurnen/GL, 01.07.1941–23.06.2015, Rebasse 16, Basel, wurde bestattet.

Schubarth, Elisabeth, von Basel/BS, 29.09.1949–23.06.2015,

Fäschengasse 5, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 07.07., 14.30 Uhr, Tituskirche, Im tiefen Boden 75.

Strübün-Scolari, Onorina, von Basel/BS, 26.06.1922–26.06.2015, Allmendstr. 40, Basel, wurde bestattet.

Terzjev-Arapova, Trajco, von Mazedonien, 14.02.1955–24.06.2015, Efringerstr. 90, Basel, wurde bestattet.

Vischer-Honegger, Frank, von Basel/BS, 11.09.1923–25.06.2015, Passwangstr. 42, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 07.07., 14.30 Uhr, Münster Basel.

Wagner, Bruno, von Basel/BS, 08.12.1943–26.06.2015, Dammkirchstr. 26, Basel, Trauerfeier: Freitag, 03.07., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Winteler, Jakob, von Basel/BS, Mollis/GL, 22.10.1936–15.06.2015, Spalenring 160, Basel, wurde bestattet.

Wörner-Kessler, Ernst Oskar, von Deutschland, 13.09.1927–29.06.2015, Gasstr. 14, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Zuber-Pichler, Bernhard, von Törbel/VS, 19.05.1928–23.06.2015, Wiesendamm 60B, Basel, wurde bestattet.

Zwahlen-Miessmer, Martha, von Basel/BS, 23.02.1921–30.06.2015, Mittlere Str. 15, Basel, Trauerfeier: 03.07., 15.00 Uhr, ref. Kirche Therwil.

Bettingen

Bernou-Kopp, Ursula, von Basel/BS, 19.02.1957–27.06.2015, Obere Dorfstr. 67, Bettingen, wurde bestattet.

Birsfelden

Felder-Lötscher, Sigi, von Ostermundigen/BE, Flühli/LU, 03.10.1933–23.06.2015, Blauenstr. 1, Birsfelden, wurde bestattet.

Kül, Toprak, von der Türkei, 22.06.2015–22.06.2015, Rheinstr. 3, Birsfelden, wurde bestattet.

Muttenz

Hess-Lichtsteiner, Anton, von Muttenz/BL, Altshofen/LU, 21.03.1925–24.06.2015, Gartenstr. 23, Muttenz, Trauerfeier: Freitag, 03.07., 14.00 Uhr, röm.-kath. Kirche Muttenz, anschließend Urnenbeisetzung auf dem Friedhof Muttenz.

Kreuz-Dvorakova, Franz, von Dielsdorf/ZH, 24.03.1942–15.06.2015, Unterwartweg 15, Muttenz, Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Wild-Kawara, Hans Rudolf, von Muttenz/BL, Basel/BS, Glarus Süd/GL, 04.12.1921–23.06.2015, Baumgartenweg 57, Muttenz, wurde bestattet.

Pratteln

Baltermia, Johann Peter, von Salouf/GR, 20.05.1925–22.06.2015, Wartenbergstr. 8, Pratteln, wurde bestattet.

Imhof, Johann, von Buchholterberg/BE, 22.05.1937–20.06.2015, (wohnhaft gewesen im APH Langmatten, Binningen), Pratteln, wurde bestattet.

Reinach

Aravena, Rosmarie, von Basel/BS, Moosleerau AG, 10.10.1939–22.06.2015, Bodenmattstr. 23, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Freitag, 03.07., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Hasler-Mack, Helga, von Basel/BS, 16.09.1944–28.06.2015, Aumattstr. 79, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Martig, René, von Basel/BS, 09.01.1929–28.06.2015, Thiersteinerstr. 20, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Müller-Haldimann, Paul, von St. Gallen/SG, Amriswil/TG,

Kemmental/TG, 30.03.1929–25.06.2015, Hinterlindenweg 19, Reinach, wurde bestattet.

Riehen

Bietenholz-Berchtold, Verena, von Basel/BS, 13.04.1926–22.06.2015, Riehen, Trauerfeier: Dienstag, 07.07., 14.30 Uhr, Pflegeheim Wendelin, Riehen.

Trächslin-Schenkel, Reinhard, von Riehen/BS, 28.12.1937–29.06.2015, Rauracherstr. 6, Riehen, Trauerfeier: Dienstag, 07.07., 11.00 Uhr, Kapelle Gottesacker Riehen.

Rothenfluh

Spycher geb. Pfaff, Annamarie, von Rothenfluh/BL, Wichtrach/BE, 09.08.1956–23.06.2015, Kählen 114, Rothenfluh, wurde bestattet.

einer Nacht, konstruierte dieses Szenario. Erst vor einem Jahr erfuhr ich, dass die Nummern von der Realität eingeholt worden ist. Ich erhielt aus Obwalden einen Zeitungsbericht zugeschickt, worin zu lesen war, dass eine Frau einen Einbrecher im Haus vermutete, bei der Polizei anrief und ihr mitgeteilt wurde, dass jetzt niemand ausrücken könne, es seien schon alle am Schlafen. Sie solle schauen, dass nichts wegkomme.

Nicht wahr! Wo machen Sie Ihre Beobachtungen?

Überall. Im Zug, in Restaurants, auf Spaziergängen. Es ist ein Spiegel. Dass das noch immer funktioniert, macht mich einfach glücklich.

Was mir selber an mir auffällt: Je älter ich werde, umso mehr stelle ich fest, dass ich manchen Ihrer Figuren ähnlicher bin, als mir als Jugendlicher lieb gewesen wäre.

(lacht laut)

Wie ist das bei Ihnen, wie viel der Emil-Figuren steckt in Ihnen? Haben Sie bünzlige Züge?

Ja, die hatte ich sicher auch. Noch stärker ausgeprägt waren bei mir früher aber die Hemmungen. Ich hatte ein strenges Elternhaus, das sich nicht für meine Tätigkeit interessierte. Auch dann noch nicht, als ich erfolgreich wurde.

Weil Sie als Künstlertyp aus der Reihe tanzten?

Ja, das passte ihnen nicht. Aber ich hatte auch schon als junger Mann Hemmungen, als Postbeamter etwa. Ich war nicht gut in diesem Beruf, was sich verheerend auswirkte. Wenn ich am Einzahlungsschalter arbeitete und abends die Bilanz wegen ein paar Rappen Differenz nicht stimmte, musste ich nachzählen und nachzählen. Das machte mich einfach unglücklich, unsicher auch. Ich musste viele Jahre kämpfen, um nicht unterzugehen. Das Kabarett und der Erfolg waren für mich wie eine Kur, die mich stärkte.

Interessant. Von diesen Schwächen wusste ich nichts.

Ja. Sie hatten wohl auch ihr Gutes. Sie halfen mir, mich in die Schwächen anderer Menschen hineinzudenken. Elternhaus, Beruf, Alltagsbeobachtungen – das alles wirkte wohl auf meine Programme ein.

Wenn wir vom Privatleben reden: Sie outen sich in der Vita auf Ihrer Website, dass 1980 ein zweiter Sohn zur Welt kam, ein uneheliches Kind. Hat Sie der Boulevard gezwungen, mit einer solch privaten Angelegenheit an die Öffentlichkeit zu gehen?

Nein. Ich schwieg das lange tot. Aus familiären Gründen. Im Wissen, dass das im katholischen Luzern zu jener Zeit eine unverzeihliche Sünde war. Doch dieses Schweigen tat mir nicht gut. Meine Frau Niccel unterstützte mich schliesslich, den Schritt zu machen und dazu zu stehen. Das war 2013. Die Presse aber war grausam.

Der Boulevard fiel darüber her?

Ja. Die besuchten meine erste Frau, klingelten bei ihr an der Wohnungstüre und

setzten das Gerücht in die Welt, meine Ex-Frau traue sich nicht mehr, sich auf der Strasse zu zeigen. Es war einfach nur primitiv, was sich da einige Medien erlaubten.

Ist der Schweizer Boulevard härter geworden als früher?

Nicht härter. Blöder. Da muss man sich langsam nicht mehr wundern, wenn die Leute schlecht über die Presse reden.

«Ich hatte ein strenges Elternhaus, das sich nicht für meine Tätigkeit interessierte. Auch dann noch nicht, als ich erfolgreich wurde.»

Zu etwas Erfreulicherem: Sie sind seit fünf Jahren Grossvater. Haben Sie Ihren Enkel schon in den Basler Zolli mitgenommen?

Ja, sicher. Allerdings war das noch eine Herausforderung, weil dieser Souvenirshop ja gleich neben dem Eingang platziert ist. Als der Kleine die Plüschbärli sah, zog er mich rüber. Es war gar nicht so einfach, dagegenzuhalten. Aber ich blieb stur und fand: Jetzt gehen wir zuerst die echten Tiere anschauen! Auch in den Zirkus habe ich ihn schon mitgenommen, ich finde solche Erfahrungen wichtig.

Und jetzt kann man mit den Kindern auch den Emil mal noch live auf der Bühne sehen.

Das wäre schön. Die Eintrittspreise für Kinder sind an Sonntagen vergünstigt. Mir ist es ein Anliegen, dass junge Menschen Theaterluft schnuppern. Das ist einfach

was anderes als RTL, wo die Komik primär verbal ist, die Mimik weniger eine Rolle spielt.

So genial Ihre Mimik ist – viele Ihrer Nummern funktionieren auch verbal, als Tonträger.

Zu meinem eigenen Erstaunen! Als der Zytglogge Verlag damals in den Siebzigerjahren an mich herantrat mit der Idee, eine Schallplatte zu machen, da winkte ich ab: Das funktioniert doch nicht, ohne Mimik! Ich liess mich dann überreden und konnte es kaum glauben: In den ersten zwei Monaten verkauften die doch tatsächlich 130 000 Schallplatten. Beim Presswerk im Zürcher Oberland mussten sie eigens Nachtschichten einlegen!

Abendschichten stehen bei Ihnen ab dem 8. September an: Sie treten satte sechs Wochen lang im Fauteuil auf. Ziemlich monströs. Hat Sie Ihr Arzt nicht davon abzuhalten versucht?

(lacht) Nein, die Auftritte empfinde ich nicht als dermassen anstrengend. Ehrlich gesagt haben mich die Autogrammstunden danach meist mehr Energie gekostet. Weil alle Leute zu mir kamen, um Anekdoten zu erzählen, Widmungen zu bekommen, Geschichten anzuhören. Das wurde mir zu viel. Es braucht sehr viel Kraft, wenn man auf die Leute eingehen möchte. Deshalb habe ich mich jetzt gegen die Signierstunde entschieden.

tageswoche.ch/+ukv5d

×

Emil: «No einisch» – die Tourneetermine finden Sie online unter:
• www.emil.ch

ANZEIGE

TagesWoche To Go:

An diesen Orten liegt die TagesWoche zum Lesen und Mitnehmen auf.

Eiscafé Acero
Rheingasse 13

Schmalere Wurf
Rheingasse 10

SantaPasta
Rheingasse 47

SantaPasta
St. Johanns-Vorstadt 13

Mercedes Caffè
Schneidergasse 28

Jonny Parker
St. Johanns-Park 1

Café Frühling
Klybeckstrasse 69

Valentino's Place
Kandererstrasse 35

Restaurant Parterre
Klybeckstrasse 1b

KaBar
Kasernenareal

Volkshaus
Rebgasse 12-14

Buvette Kaserne
Unterer Rheinweg

Buvette Oetlinger
Unterer Rheinweg

Flora Buvette
Unterer Rheinweg

Okay Art Café
Schützenmattstrasse 11

Hallo
Centralbahnstrasse 14

Haltestelle
Gempenstrasse 5

5 Signori
Güterstrasse 185

Werk8
Dornacherstrasse 192

Unternehmen Mitte
St. Johanns-Ring 102

kult.kino atelier
Theaterstrasse 7

Café-Bar Elisabethen
Elisabethenstrasse 14

Café Bar Rosenkranz
St. Johanns-Ring 102

Theater-Restaurant
Elisabethenstrasse 16

tibits
Stänzlergasse 4

Campari Bar
Steinenberg 7

Ca'puccino
Falknerstrasse 24

Café del mundo
Güterstrasse 158

Café St. Johann
Elsässerstrasse 40

Gundeldinger-Casino Basel
Güterstrasse 211

Da Graziella AG
Feldbergstrasse 74

ONO deli cafe bar
Leonhardsgraben 2

Confiserie Beschle
Centralbahnstrasse 9

Pfifferling Deli Gmbh
Güterstrasse 138

Nooch
St. Jakobs-Strasse 397

Restaurant Chez Jeannot
Paul Sacher-Anlage 1

Caffè.tee.ria Paganini
Birmannsgasse 1

Van der Merwe Center
Gewerbstrasse 30, Allschwil

Jéle Café
Mühlhauserstrasse 129

Bio Bistro Bacio
St. Johanns-Vorstadt 70

Da Francesca
Mörsbergerstrasse 2

Pan e più
Grenzacherstrasse 97

Café Huguenin AG
Barfüsserplatz 6

LaDiva
Ahornstrasse 21

Restaurant Papiermühle
St. Alban-Tal 35

Bistro Kunstmuseum
St. Alban-Graben 16

Bistro Antikenmuseum
St. Alban-Graben 5

Café Spielzeug Welten
Museum Basel

Museum Basel
Steinenvorstadt 1

Bar Caffetteria Amici
miei Azzarito & Co.

Basel Backpack
Dornacherstrasse 192

Auch wenn die Folgen verheerend sein können: Ob die Griechen das Angebot der Gläubiger annehmen wollen oder nicht, müssen sie zu Recht selbst entscheiden.

“

Die Entscheidung des griechischen Ministerpräsidenten Alexis Tsipras, das griechische Volk über das «grosszügige» Angebot der Gläubiger entscheiden zu lassen, ist notwendig.

Die Syriza-Partei ist mit dem Programm angetreten, die Politik des Troika-Diktats zu beenden. Das mag machtpolitisch illusionär gewesen sein, bildete aber die Legitimationsgrundlage ihres Regierungshandelns. Mit dem Rücken zur Wand sah der griechische Ministerpräsident Alexis Tsipras nur die Möglichkeit einer Erneuerung und Verstärkung der Legitimation durch ein Referendum.

In Deutschland mag man sich daran gewöhnt haben, in Wahlversprechen etwas Unernstes zu sehen; in Griechenland ist die jetzige Regierungspartei jedoch der Auffassung, dass die Folgen einer weiter verschärften Austeritätspolitik nur dann der Bevölkerung aufgebürdet werden können, wenn sie das ausdrücklich will. Welche Folgen die Syriza-Partei, die das nicht will, dann daraus zöge, müssen wir abwarten.

Alles auf Illusionen aufgebaut

Das grundsätzliche Problem der Euro-Stabilisierungspolitik ist, dass sie auf Illusionen aufbaut und hofft, dass das den Wählerinnen und Wählern nicht klar wird. Auch deshalb wird auf Griechenland verbal eingeprengelt und so getan, als würde es in der EU Erziehungsberechtigte (wie Deutschland) sowie kleine Kinder und schwer Erziehbare geben (die südeuropäischen Staaten). Als besonders komplizierter Fall wird Griechenland beschrieben, so als wäre dieses Land nur von faulen, zur Dauerparty aufgelegten Ouzo-Trinkern bevölkert.

Die erste Illusion der Griechenlandpolitik bestand darin zu glauben, dass ein Land, das faktisch überschuldet ist, am Staatsbankrott vorbeigemogelt werden könne. Nun sind das keine Illusionen, wie sie besonders naive Leute haben. Es sind Illusionen, die man verbreiten muss, um ein Programm der erneuten Bankenrettung zu finanzieren. 2010 wurde der grösste Teil der griechischen Staatsanleihen von deutschen und französischen Banken gehalten. Damit sich ihre Verluste in Grenzen halten konnten, musste der griechische Zahlungsausfall durch Hilfs-



Gregor Gysi ist deutscher Rechtsanwalt und Politiker. Mehr von ihm lesen Sie in seinem Dossier:
[tageswoche.ch/themen/Gregor Gysi](http://tageswoche.ch/themen/Gregor_Gysi)
tageswoche.ch/+hsrle

kredite verhindert werden. Die Banken hatten so Zeit, ihre Schäfchen ins Trockene zu bringen.

Die zweite Illusion bestand darin zu glauben, dass radikale Sparmassnahmen, die auch die Binnenwirtschaft erkennbar lähmen, aus der Krise führen könnten. Diese Vorstellung hängt mit neoliberalen Doktrinen zusammen, die gesamtwirtschaftliche Betrachtungen scheuen. Deshalb irritiert es von dieser Warte aus auch nicht, wenn Sparmassnahmen eine Volkswirtschaft nicht aus der Krise führen; gefolgert wird daraus nur, dass eben noch nicht genug gespart wurde, also mehr gespart werden müsse.

Die griechische Regierung soll nach Wunsch der anderen Regierungen scheitern. Daran habe ich keine Zweifel mehr.

Doch das ist eine Abwärtsspirale mit einem viel zu hohen sozialen Preis. Man beachte, dass Deutschland während der Finanzkrise gerade mit Konjunkturprogrammen – also mit dem Gegenteil – Krisenbekämpfung betrieben hat.

Die dritte Illusion bestand darin, auf diese Weise, mit diesen wirtschaftlichen und sozialen Kosten, die Eurozone stabilisieren zu können. Jetzt ist das Zittern gross, der Austritt oder Rauswurf Griechenlands aus der Eurozone stünde unmittelbar bevor. Verunsicherung greift auch in der Regierung um sich. Machen wir uns nichts

vor: Wenn es 2010 gelungen ist, durch Finanzspekulation die Risikoaufschläge auf griechische Staatsanleihen so weit zu erhöhen, dass der Staatsbankrott faktisch da war, dann kann das auch mit Italien, Spanien und Portugal passieren.

Hier wird die vierte Illusion vorbereitet: Inzwischen sei die Eurozone gegen eine Krise viel besser vorbereitet als 2010. Was zu beweisen wäre, aber hoffentlich nicht einem Praxistest unterzogen werden muss.

Wertvolles Erbe bewahren

Die Syriza-Partei und Alexis Tsipras haben ernsthaft geglaubt, wenigstens an einer dieser Illusionen rütteln zu können. Sie haben geglaubt, Verhandlungen und Gespräche, nicht Kapitulation, seien Möglichkeiten dafür. Aber die griechische Regierung soll nach Wunsch der anderen Regierungen scheitern. Daran habe ich keine Zweifel mehr. Aber was wird der Preis sein? Es werden nicht nur die Illusionen und Blütenträume platzen.

Letzten Endes wird die europäische Integration schweren Schaden nehmen. Die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel hat einst den Satz formuliert: «Scheitert der Euro, scheitert Europa.» Davon ist schon lange nichts mehr zu hören. Gewiss, ich war immer für eine andere Union und auch für einen anderen Euro, den ich schon bei seiner Einführung als Fehlkonstruktion charakterisiert habe. Aber ein Scheitern Europas kann ich nicht wollen. Die Idee eines geeinten Europas wurde nach dem Zweiten Weltkrieg wiederbelebt, um einen erneuten Krieg unmöglich zu machen. Wir dürfen dieses Erbe nicht einem kleinlichen Geist opfern.

”

Mit einem Referendum im direktdemokratischen Sinn hat das griechische Plebiszit nur eines gemeinsam, den Volksentscheid.

Tsipras zieht die Notbremse

von Andreas Gross

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ist das Plebiszit das diskreditierteste Element der direkten Demokratie. Zwei Volksentscheide und ein Mann sind die Ursache. Am 2. Dezember 1851 hatte Napoleon der Dritte (1808–1873), Neffe des ersten «grossen» Napoleons, Schweizer Artillerieoffizier und Ehrenbürger des Kantons Thurgau, kurz vor dem Ende seiner ordentlichen Amtszeit als vom französischen Volk gewählter Präsident mit einem Staatsstreich die Macht an sich gerissen. Nur 19 Tage später liess er Frankreichs stimmberechtigte Männer einer Verfassung zustimmen, die ihm zu diktatorischen Vollmachten verhalf. Am 21. November 1852 befragte er erneut das Volk, diesmal zur Abschaffung der Demokratie und für die Wiedereinführung des Kaisertums. Beide Male stimmten ihm über 90% der Stimmenden zu.

Seither sind solche Plebiszite Lieblingsinstrumente von autoritären Herrschern. Dadurch wollen sich die Diktatoren eine scheindemokratische Legitimation verschaffen, die ihnen aufgrund ihrer meist wenig demokratischen Machtübernahme oder wegen eines fehlenden, wirklich frei und fair gewählten Parlamentes fehlt.

Eine politische Bombe für Brüssel

Ein anderer grosser Franzose und Ex-General, Charles de Gaulle (1890–1970) liess im September 1958 die Franzosen eine Verfassung genehmigen, in der er der Form des präsidentiellen Plebiszits zu einer demokratischen Legitimität verhalf. Seither machen Frankreichs Präsidenten immer wieder von diesem Recht Gebrauch, irgendeine Frage – Direktwahl des Präsidenten durch das Volk, die Dezentralisierung des Staates, die Erweiterung der EU oder deren Verträge – der Volksabstimmung zu unterstellen. Meist erhoffen sie sich in Fragen, die in der eigenen Partei umstritten sind, einen Zugewinn an Prestige und Machtabsicherung. Freilich kann diese Operation auch schiefgehen: So wollte derselbe de Gaulle seine nach den 1968er-Unruhen geschwächte Position durch ein «Referendum» über den Abbau des Pariser Zentralismus stärken; die Mehrheit verweigerte sich freilich seinem Vorschlag, und de Gaulle trat als Präsident umgehend zurück.

In Griechenland erlaubt die Verfassung dem Regierungschef ebenfalls, ein Referendum anzusetzen. Allerdings muss ihm



Andreas Gross ist Politikwissenschaftler, SP-Nationalrat und Mitglied der Parlamentarischen Versammlung im Europarat.
tageswoche.ch/themen/Andi_Gross

dabei die qualifizierte Mehrheit des Parlaments zustimmen – eine Hürde, die Alexis Tsipras nur mit Hilfe der rechtsextremen Fraktion überwand; und das Ergebnis der Volksabstimmung gilt nur, wenn 40 Prozent der Stimmberechtigten an die Urnen gehen. Zwischen 1920 und 1974 erlebten die Griechen fünf solche Plebiszite, immer ging es dabei um den König oder die Frage, ob Griechenland eine Demokratie oder eine demokratische Monarchie sein sollte.

Der Entscheid der griechischen Regierung und Parlamentsmehrheit zum Plebiszit schlug am vergangenen Wochenende in Brüssel, so die Pariser «Libération», «wie eine politische Bombe ein». Und zwar nicht wegen ihrer dünnen demokratischen Substanz – eine Folge der viel zu kurzen Zeit zur Meinungsbildung der 9,8 Millionen wahlberechtigten Griechinnen und Griechen. «Libération» kommentierte, «dieser Appell an das Volk werde von den die Hors-Sol-EU mittlerweile beherrschenden Plutokraten fast als etwas Unanständiges» empfunden.

In Brüssel gleiche ein Referendum heute dem berühmten Marx'schen «Gespenst» von 1848, das – damals in Form von aufmüpfigen Arbeiterinnen und Arbeitern – Europa in Angst und Schrecken versetzte, weil in den vergangenen 20 Jahren mit zu vielen Referenden zu viele Überraschungen und grosse Enttäuschungen verbunden werden. Demokratie und auch nur Spurenelemente direkter Demokratie scheinen für zu viele in Brüssel tatsächlich zu Fremdwörtern geworden zu sein.

Dabei darf Tsipras für sich in Anspruch nehmen, im Sinne seines Wählerauftrages vom vergangenen Januar zu handeln: Er war mit dem Auftrag gewählt worden, ohne weitere Belastung der ärmsten 40% der Griechen die Schuldenkrise zu überwinden. Deshalb widersetzt er sich der Bedingung der «Troika», die Mehrwertsteuer weiter zu erhöhen und die eh schon um 40% gekürzten Renten um weitere 20% zu kürzen. Und er versucht, jene, die ihm diesen Auftrag gegeben haben, zu veranlassen, ihm mit einem Nein zu diesen Vorschlägen den Rücken so zu stärken, dass die Troika diese Rücksichtnahme endlich akzeptiert und nicht weiter an der Form der Schuldentilgung festhält, die trotz Rückzahlungen von 17 Milliarden Euro in den vergangenen sechs Monaten die «griechischen Schulden» von 128% des Bruttoinlandproduktes 2009 auf heute 180% haben anwachsen lassen.

Wie viel lassen sich Bürger aufbürden?

Das Referendum genannte Plebiszit ist folglich der letztmögliche Griff eines verzweifelten, dem Gemeinwohl verpflichteten Regierungschefs nach der Notbremse. Es geht also weder um die Wiedereinführung der Drachme oder um den Austritt aus der EU, sondern um die Frage, wie viel Last sich der Bürger und die Bürgerin aufbürden lassen zur Bewältigung der Schulden- und Finanzkrise. Somit ist dies ein sehr demokratisches Unterfangen, gilt doch seit der Bürgerrechtserklärung der Französischen Revolution das demokratische Prinzip, wonach jene, die besonders betroffen sind von einer Entscheidung, Teil des Entscheidungsfindungsprozesses sein sollten.

Bejaht die Mehrheit der Griechen im Unterschied zu ihrer Regierung die plebiszitäre Frage, dann wird Tsipras wohl wie de Gaulle zurücktreten und Neuwahlen ausschreiben. Stimmt ihm aber die Mehrheit der Griechen zu und beteiligen sich mehr als 40% von ihnen an diesem Plebiszit, dann hat die griechische Linke bewiesen, dass es sozialverträgliche Lösungen zur Überwindung der europäischen Wirtschafts- und Währungsprobleme gibt, was viele Portugiesen, Spanier und Italiener ganz besonders interessieren und inspirieren wird. Eine Perspektive, welche viele in Brüssel wohl mindestens so fürchten wie Plebiszite, anständige Referenden oder gar ordentliche Volksinitiativen.

tageswoche.ch/+nvmfc

×

Bildstoff

360°

tageswoche.ch/360

Pokhara

Mit Essen spielen? Gehört sich nicht. Doch beim Festival des Reisanbaus in der Nähe von Kathmandu herrschen andere Sitten: Da wird der spätere Nährboden zum Planschbecken. Wie heisst es doch? Reis und Spiele braucht das Volk.

NAVESH CHITRAKAR/
REUTERS



Lianyungang

Die Stadt in China liegt am Gelben Meer. Das heisst so, weil ihm Schwemmsand traditionell diese Farbe verlieh. Ein Meer erwarten Touristen aber eher in Blau. Nun zeigt sich die Natur eben kompromissbereit und mischt Tradition und Wunsch zu einer Farbe. Allen kann mans halt nie recht machen.

STRINGER/REUTERS



Santiago

Unser Bildungssystem stinkt, finden viele Studenten in Chile. Gegen ihre Proteste kennt die Polizei, fantasievoll wie sie ist, natürlich nur ein Mittel: eine kräftige Dusche.

UESLEI MARCELINO/
REUTERS



Somerset

Am Glastonbury Festival in Südengland trifft Musik auf darstellende Kunst. Für Singles ist das natürlich zugleich die grosse Gelegenheit, auf ihr nächstes Date zu treffen. Rasch fündig geworden ist offenbar der coole Typ mit (oder trotz) Tarnmütze. Er nimmt schon mal die Kontaktdaten seines dicken Fangs auf.

DYLAN MARTINEZ/
REUTERS



Swaton

Eins muss man den Engländern lassen: In schrägen Spielen haben sie die Nase vorn. Sie sicherten sich auch dieses Jahr den WM-Titel im Eierwerfen. Nicht so gut lief es diesem Jungen in der Disziplin «Egg Russian Roulette». Das Turnier gibt es seit mehr als zehn Jahren und soll auf einer 700-jährigen Tradition beruhen.

DARREN STAPLES/
REUTERS



«Minions» im Kino

Dank eines beliebten Mittels der Marketingindustrie werden aus kleinen Stöpseln grosse Stars.

Gelb ist König

von Karen N. Gerig

Sie sind klein, lieben Bananen, wollen böse sein und sehen aus wie gelbe Tictacs: Minions. Ihren ersten Auftritt hatten sie im Jahr 2010, an der Seite von Oberbösewicht Gru im Film «Despicable Me», zu deutsch «Ich, einfach unverbesserlich». Und wie dieser Gru, der so gerne so furchtbar böse wäre, es aber nicht wirklich schafft, so sind auch die Minions eher knuddelig als furchteinflössend. Sie eroberten deshalb die Herzen des Publikums im Sturm.

Der allererste Trailer zu «Despicable Me» kam noch ganz ohne Minions aus. Es kannte sie ja auch noch keiner. Als drei Jahre später «Despicable Me 2» in die Kinos kam, da hatten die Universal Filmstudios die gelben Figürchen bereits intensiv für die Werbung genutzt und einen grösseren Auftritt der Minions versprochen.

Nach oben offen: Die kleinen «Minions» spielen grosse Gewinne ein.

FOTO: © UNIVERSAL PICTURES



Der nächste Schritt waren Kurzfilmen, die Youtube fluteten oder als Teaser im Kino liefen. Die Minions sangen Weihnachtslieder, spielten sich gegenseitig Streiche – sie waren plötzlich omnipräsent. Selbst wer «Despicable Me» nie gesehen hatte, kannte nun die kleinen Kerlchen.

Was lag da näher, als die einstigen Nebenfiguren zu Hauptfiguren zu machen? Nichts. Und deshalb läuft nun der Film «Minions» in den Kinos an – angerührt mit einer der grössten Werbekellen, die die Filmgeschichte je gesehen hat.

Beste Vermarktungsmöglichkeiten

Spin-off heisst das im Fachjargon – Ableger für jene, die es lieber auf Deutsch haben. Doch weil der Spin-off wohl als amerikanische Erfindung gelten darf (zumindest wurde er dort perfektioniert), hat sich die englische Variante auch im hiesigen Sprachgebrauch durchgesetzt.

Spin-offs rücken einen Neben aspekt eines Werkes in den Vordergrund, das kann eine Figur sein, aber genauso gut ein Moment. Und Spin-offs gibt es beileibe nicht nur im Film. Auch in der Literatur gibt es Beispiele, in denen Nebenfiguren ihre eigenen Geschichten erhalten. «Wide Sargasso Sea» von Jean Rhys beispielsweise, das die Geschichte der ersten Ehefrau von Jane Eyres Mr. Rochester erzählt. Oder Tom Stoppards «Rosencrantz und Guildenstern sind tot», das zwei Nebencharaktere aus Shakespeares «Hamlet» in den Fokus rückt. Selbst Mark Twains «Huckleberry Finn» ist ein Spin-off – von «Tom Sawyer».

Die Chipmunks, Ewoks, Schlümpfe – sie alle waren einmal Nebenfiguren.

So richtig unübersichtlich aber wird es im TV-Bereich, und das schon seit Jahrzehnten – denn das Phänomen ist nicht neu. Die Muppets hatten zuerst einen kleinen Sendeplatz in der Sesamstrasse, Bugs Bunny entstammt den Looney Tunes. Heute umfasst die Liste unzählige Figuren, vor allem im Animations- und Comicbereich. Die Pinguine von Madagascar? Erstmals rissen die ihre frechen Schnäbel in «Madagascar» auf. Shaun, das Schaf? Der Liebling aus dem dritten «Wallace & Gromit»-Film. Beide kommen inzwischen sowohl Kinofilme wie TV-Serien in ihren Lebensläufen verzeichnen. Die Chipmunks, Ewoks, Schlümpfe – sie alle waren einmal Nebenfiguren.

Natürlich lohnt sich das Spin-off-Rezept nur, wenn bereits das Original erfolgreich war. Und es durch den Ableger, der auf umgekehrtem Weg auch als Einstiegsdroge wirken kann, dann gar noch berühmter wird. Eines der neueren Beispiele hier ist «Better Call Saul», das die Geschichte eines

Anwaltes aus dem Serienhit «Breaking Bad» erzählt.

Dass Spin-offs nicht immer an den Erfolg des Originals anknüpfen können, weil sich das Original manchmal einfach nicht toppen lässt, zeigt das Beispiel von «Joey». Damit wollte man eine der weltweit erfolgreichsten TV-Serien überhaupt weiterführen: «Friends». Doch die Nachfolgeserie um einen der sechs Freunde floppte.

Das dürfte den Minions nicht passieren. Schon vor dem Filmrelease ist ihre Fangemeinde riesig und die Vermarktungsmaschine längst angelaufen. Denn hier liegt natürlich der im Grunde total schöne Grund für Spin-offs überhaupt: Es geht darum, Marktanteile zu gewinnen. Anders gesagt, es geht um Geld. Und die Minions lassen sich perfekt verkaufen: Plüschfiguren, Rucksäcke, Bettwäsche, Schirme – es gibt fast nichts mehr, was es nicht auch in Gelb mit Jeans-Latzhosen und Glubschaugen gibt.

Die Idee hinter den Spin-offs war und ist es, Figuren, die das Publikum schätzen mag, diesem näherzubringen. In Bezug auf die Minions heisst das: Dem Publikum erklären, woher die Minions kommen und wie sie zu Meisterdieb Gru fanden. Denn seine Cousins, wie sich Gru in «Despicable Me» rauszureden versucht, sind sie nicht. Nein, die Minions gab es schon, bevor es Menschen gab.

Doch im Gegensatz zum Menschen scheinen sie sich nicht vermehren zu können – dafür sterben sie offensichtlich auch nicht, denn Kevin, Stuart und Bob, die sich im Film auf die Suche nach einem Meister begeben, waren schon in Urzeiten dabei. Sie haben miterlebt, wie sich die Minions den unterschiedlichsten Bösewichten der Geschichte andienten, vom Dinosaurier über Dracula bis Napoleon.

All das erfährt man bereits im Trailer zum Film, und ehrlicherweise muss man sagen, dass darin schon fast zu viel verraten wird und die besten Witze bereits verbraten sind. Trotzdem ist es ein vergnüglicher Gang ins Kino, zumindest für all jene, die den kleinen, gelben Figürchen was abgewinnen können. Da ist es auch egal, dass man ihre Banana-Sprache eher errahnt als versteht. Was auch Bob erfahren muss, der als Kurzzeit-König eine flammende Rede vor einer grossen Menschenmenge hält – und alle ihn am Ende nur verständnislos anstarren.

Furzen, prügeln, singen

Aber was so knuffig aussieht wie Bob, hat Fans. Viele Fans. Und wahrscheinlich profitieren die Minions vom Donald-Duck-Bonus: Sie sind unglaublich tollpatschig, und was in ihrem Umfeld schiefgehen kann, geht schief. Lacher sind da garantiert. Zudem dürfen sie, was wir alle nicht mehr dürfen: furzen, sich prügeln – und laut und manchmal sehr falsch singen. ×

«Minions» läuft ab dem 2. Juli in den Basler Kinos.

Konzert



Sinéad O'Connor

Das Theater Augusta Raurica wird wieder zur Bühne. Unter dem Titel «Irish Vibes & Waves» finden dort am 4. und 5. Juli zwei irische Konzertabende statt. Das Programm umfasst traditionelle irische Musik sowie moderne Acts. Höhepunkt und Abschluss ist Sinéad O'Connors Auftritt am 5. Juli. Bekannt für ihre Balladen und ihre verletzlichke und doch kraftvolle Stimme, schlägt die Sängerin diesmal auch lautere Töne an. Ihr neues Album «I'm Not Bossy, I'm the Boss», das sie mit im Gepäck führt, zeigt die Sängerin von einer energischeren, selbstbewussteren Seite als bisher. Support ist Mick Flannery, preisgekrönter Singer/Songwriter, dessen Markenzeichen sein rauher, feurig-schwelender Gesang ist. ×

Sonntag, 5. Juli, 20 Uhr,
Theater Augusta Raurica.
• www.stimmen.com

Zoo Basel

Nächte im Zolli

Am Wochenende vom 3. und 4. Juli öffnet der Zolli nachts die Türen. Eine gute Gelegenheit, die Tiere auf eine neue Art zu entdecken. Dieses Jahr steht die Zollnacht ganz im Zeichen des Artenschutzes. Ab 17 Uhr stehen Spiele, Wettbewerbe, Ponyreiten sowie Führungen durch den Zoo und Infoveranstaltungen zu Tierschutzthemen auf dem Programm. Zudem stellt sich das renovierte Zollrestaurant vor. Zum ersten Mal öffnet es die Säle im oberen Stock, die sonst für Spezialanlässe vermietet werden. Bis Mitternacht kann man sich dort verpflegen lassen oder an der Bar Jazz hören. ×

Freitag/Samstag, 3./4. Juli, 17–24 Uhr,
Zoo Basel.
• www.zoobasel.ch

Kinoprogramm

Basel und Region
3. bis 9. Juli

ANZEIGEN



PATHÉ! EXKLUSIVE VORTEILE SCHWEIZWEIT GÜLTIG

PATHÉ PASS

UNLIMITIERTES KINOVERGNÜGEN

40 CHF / MONAT

Konditionen und weitere Infos an der Kinokasse und online erhältlich.

PATHÉ KÜCHLIN *pathe.ch/basel*

BASEL CAPITOL

Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **MINIONS** [6/4 J]
14.00/16.30^D
18.45/21.00^{E/d/f}
- **JURASSIC WORLD** [12/10 J]
15.00/18.00/21.00^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **KULT.KINO ATELIER 1 UND 2 BIS ENDE AUGUST WEGEN UMBAUS GESCHLOSSEN**
- **LOVE & MERCY** [14/12 J]
18.30^{E/d/f}
- **SONG FROM THE FOREST** [0/0 J]
18.45–SA/SO: 16.45^{Ov/d}
- **MEN & CHICKEN** [14/12 J]
20.45^{Dn/d/f}
- **UMRIKA** [12/10 J]
21.00–SA/SO: 16.30^{Ov/d/f}

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- **LEARNING TO DRIVE** [12/10 J]
14.30^{E/d}
- **GIOVANNI SEGANTINI – MAGIE DES LICHTS** [8/6 J]
14.40/18.40^D
- **CAPITAINE THOMAS SANKARA** [8/6 J]
16.30^{F/d}
- **HEDI SCHNEIDER STECKT FEST** [10/8 J]
16.40^D
- **PASSON GENRE** [16/14 J]
18.30^{F/d}
- **VICTORIA** [12/10 J]
20.30^{E/d}
- **DAS EWIGE LEBEN** [12/10 J]
20.45^D
- **KÜHE, KÄSE UND DREI KINDER** [0/0 J]
SO: 12.30^{Rätoroman/d}
- **LOVE ISLAND** [16/14 J]
SO: 12.45^{Ov/d/f}

KULT.KINO CLUB

Marktplatz 34 kultkino.ch

KEINE VORSTELLUNGEN

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

• **SOMMERPAUSE**

PATHÉ KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **JURASSIC WORLD** [12/10 J]
15.10–FR: 12.30^D
- **JURASSIC WORLD – 3D** [12/10 J]
13.00/15.40/18.20/21.00
FR/SA: 23.40–SA/SO: 10.20^D
17.45/20.30–FR/SA: 23.10^{E/d/f}
- **SPY – SUSAN COOPER UNDERCOVER** [14/12 J]
12.45/17.50–FR: 15.20
FR/SA: 22.50–SA/SO: 10.15
SA/MO/MI: 20.20^D FR/SO/DI: 20.20^{E/d/f}
- **MINIONS** [6/4 J]
12.50/15.00–SA/SO/MI: 17.10^D
- **MINIONS – 3D** [6/4 J]
19.15/21.15–FR/MO/DI: 17.10
SA: 10.45^{E/d/f}
FR/SA: 23.15–SO: 10.45^D
- **TED 2** [16/14 J]
13.00/15.30/18.10/20.45
FR/SA: 23.15–SA/SO: 10.30^{E/d/f}
SA-MI: 12.45/15.15/
18.00/20.30–SA: 23.00^D
- **THE AGE OF ADALINE** [12/10 J]
15.30/18.15/20.40–FR: 13.00
FR/SA: 23.10^D
- **BIG GAME** [12/10 J]
13.20–FR/SO/MO/MI: 18.15^D
- **SAN ANDREAS – 3D** [12/10 J]
15.45/20.45–SA/SO: 10.50^D
- **MAD MAX: FURY ROAD – 3D** [14/12 J]
FR/SA: 23.10^D
- **RICO, OSKAR UND DAS HERZGEBRECHE** [6/4 J]
SA/SO: 10.15–SA-MI: 12.30^D
- **HOME – EIN SMEKTAKULÄRER TRIP – 3D** [0/0 J]
SA/SO: 10.30^D

- **OSTWIND 2** [6/4 J]
SA/SO: 10.40 SA-MI: 13.00/15.20^D
- **WOMAN IN GOLD** [12/10 J]
SA/DI: 18.15^{E/d/f}

PATHÉ PLAZA

Steinertorstr. 8 pathe.ch

- **MINIONS – 3D** [6/4 J]
12.45/14.45/16.45/18.45
FR-DI: 20.45^D

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **JURASSIC WORLD – 3D** [12/10 J]
17.00–FR/SA/MO-MI: 14.15
FR-MO/MI: 20.00^{E/d/f}
- **MINIONS – 3D** [6/4 J]
14.30 FR/SA/MO-MI: 17.30/20.30
SO: 20.45^D
- **kitag Opera Live: GUILLAUME TELL** [4/4 J]
SO: 15.45^{F/d}
- **Swisscom Männerabend: TERMINATOR: GENISYS – 3D** [12/10 J]
DI: 20.00^{E/d/f}

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

• **SOMMERPAUSE BIS 26. AUGUST 2015**

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16 kitag.com

- **SPY – SUSAN COOPER UNDERCOVER** [14/12 J]
17.15^{E/d/f}
- **TED 2** [16/14 J]
20.00^D

FRICK MONTI

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **MINIONS – 3D** [6/4 J]
FR-MO/MI: 19.30–SO/MI: 15.00^D
- **TED 2** [16/14 J]
SO: 13.00^D
- **JURASSIC WORLD – 3D** [12/10 J]
SO: 17.00^D

LIESTAL ORIS

Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **TED 2** [16/14 J]
FR: 18.00–SA: 22.30 SO: 20.15–
DI/MI: 20.30^D
- **MINIONS – 3D** [6/4 J]
FR/SA/MO: 20.30
SA/MO-MI: 13.30–SO: 13.00^D
- **MINIONS** [6/4 J]
SA/MO-MI: 15.45^D
- **JURASSIC WORLD – 3D** [12/10 J]
SA: 18.00^D
- **JURASSIC WORLD** [12/10 J]
MO-MI: 18.00^D
- **Opera – Royal Opera House: GUILLAUME TELL**
SO: 15.30^{F/d}

SPUTNIK

Poststr. 2 palazzo.ch

- **GIOVANNI SEGANTINI – MAGIE DES LICHTS** [8/6 J]
FR-MO: 18.00^D
- **UMRIKA** [12/10 J]
20.15^{Ov/d}
- **LEARNING TO DRIVE** [12/10 J]
DI/MI: 18.00^{E/d}

SISSACH PALACE

Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

• **WEGEN DACHSANIERUNG BLEIBT DAS KINO GESCHLOSSEN**



IN DIESER WOCHE: IM AUS GELANDET.



Impressum

TagesWoche
5. Jahrgang, Nr. 27;
verbreitete Auflage:
36 750 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Remo Leupin (ad interim)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck,
Antonia Brand (Praktikantin),
Tino Bruni (Produzent),
Yen Duong,
Karen N. Gerig, Jonas Grieder

(Multimedia-Redaktor),
Christoph Kieslich,
Marc Krebs,
Felix Michel,
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Andreas Schwald,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis
Redaktionsassistenten
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch

Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neuemedienbasel.ch
Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann

Werbemarkt
Cornelia Breij,
Hana Spada,
Tel. 061 561 61 50
**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Bolland, Basel



Eine bunte Mischung aus Kleinfamilie und Wohngemeinschaft: Die Mumin.

Kultwerk #188

Es muss nicht immer Pippi sein: Eine Liebeserklärung zum 70. Geburtstag der Mumin-Trolle.

Die Bilderbuch-Familie

von Naomi Gregoris

Meine erste Begegnung mit den Muminen war vor 15 Jahren bei meinen Grosseltern am Stubentisch. Wir hatten gerade zu Abend gegessen, und während mein Grossvater den Tisch abräumte, sagte mein Grossmueti bestimmt: «So. Düemer iz no eis schpile?»

Es war keine Frage, das wusste ich genau, es war ein Befehl. Nach dem Essen stets noch ein Jass oder ein Rummikub, das war bei meinen Grosseltern Tradition, ein Ritual, der Start in den Abend, bevor die Tagesschau eingeschaltet wurde.

Mein 12-jähriges Selbst sah das selbstverständlich nicht ein. Traditionen waren was für alte Leute, für Menschen mit Serviettenringen und separaten Salatschälchen. Für meine Grosseltern. Für mich hingegen waren die «Bravos» bestimmt, die ich oben im Gästezimmer unter meinem Kopfkissen platziert hatte.

Ich faltete langsam meine Serviette zusammen und schielte in Richtung Treppe, in der Hoffnung, meine Grossmutter würde mir meinen Wunsch von den Augen ablesen und mich meine Foto-Love-Stories lesen gehen lassen. Tat sie natürlich nicht.

Fröhlich holte sie ein Deck Karten aus der Spiel-Kommode und fing an, sie munter plaudernd durchzumischen.

Ich blinzelte gelangweilt zur Kommode, die einen Spalt breit offen stand. Ganz hinten zwischen all den Kartendecks und Scrabble- und Trivial-Pursuit-Kartons guckte eine fantastisch farbige Schachtel hervor. «Das Mumin-Spiel» stand darauf, und ich dachte: «Lieber so ein Mumin-Spiel als schon wieder ein Schieber», lief zur Kommode und holte das Spiel heraus.

Seit jenem Abend sind die Muminen aus dem Mumintal meine engen Vertrauten. Die kleinen nilpferdähnlichen Trolle aus Finnland bescheren mir nicht nur drei Gewinne hintereinander, sie bewahrten mich auch vor der nahenden Diddl-Manie der Neunzigerjahre.

Kinderbücher nicht nur für Kinder

Das ist das Besondere an den Wesen aus dem Mumintal: Sie sind meilenweit entfernt von den schmalzigen Diddls, Hello Kittys und Prinzessin Lillifees, die die Welt mit ihrer Belanglosigkeit verderben. Die Figuren der finnlandschwedischen Autorin und Illustratorin Tove Jansson erleben Abenteuer mit Substanz und behandeln Themen, die nicht nur für Kinder sind.

Das Mumintal ist nicht immer idyllisch, es wird von schlimmen Wintern und Naturkatastrophen heimgesucht. Manchmal gibt es nicht genug zu essen, die Eltern haben Identitätskrisen und die Jungen sind auf Sinnsuche. In der Grossfamilie Mumin wohnen nicht nur der kleine Mumin, sein Papa und seine Mama Mumin, sondern auch eine Vielzahl von Wesen, eine bunte Mischung aus Kleinfamilie und Wohngemeinschaft.

Das erste Mumin-Buch erschien 1945, noch vor dem Spiel und der Fernsehserie und zeitgleich mit Pippi Langstrumpf. Wie auch Pippi sind die jungen Figuren aus dem Land der Muminen ein Abbild der damaligen angesehenen Reformtheorie des Erziehungssystems, die sich bewusst vom Autoritätsprinzip abwandte: Sie sind stark und unabhängig, leben nach dem Lustprinzip und setzen sich über die Normen der Erwachsenenwelt hinweg, ohne dabei sozial inkompetent zu sein. Frei nach dem Efraimstochter-Langstrumpf-Prinzip: «Wir machen uns die Welt widdewidwie sie uns gefällt.»

Während Pippi Langstrumpf rasch Einzug hielt in die Kinderzimmer der Welt, führten die Muminen stets ein Schattendasein ausserhalb Skandinaviens. Warum, ist mir unerklärlich. Und dass sie ausgerechnet den Weg in die Stube meiner Grosseltern fanden, ebenso.

Meine Grossmutter mag sich heute nicht mehr an das Spiel erinnern, mein Grossvater aber nickte lächelnd, als ich ihn kürzlich darauf ansprach: «Du warst unausstehlich, wenn du das Spiel gespielt hast. Ständig im Siegestaumel.» Er habe es irgendwann unauffällig entsorgt, damit wir wieder in Ruhe jassen konnten.

tageswoche.ch/+23geb

×

Wochenendlich in New York

Wer Manhattan besucht, erlebt in der Lower East Side in Echtzeit, wie ein Immigrantenviertel gentrifiziert wird.

Die Aufwertung ist im Gang

von Marc Krebs

Sie ist die vielleicht letzte Ecke Manhattans, die noch nicht komplett gentrifiziert worden ist: die Lower East Side. Hier, im südöstlichen Zipfel, wirkt die Insel New Yorks entschleunigt, ja, teilweise noch wie eine Vorstadt. Die Strassen sind nicht so herausgeputzt wie in Chelsea.

Man sieht die Sonne also länger als eine Stunde pro Tag. Was nicht heisst, dass man die Lower East Side, die von den Einheimischen schlicht «LES» abgekürzt wird, mit Williamsburg (Brooklyn) vergleichen kann. Denn dort zahlt man heute den Preis für zehn Jahre Hipster-Kultur: Eine Ein-Zimmer-Wohnung könne gut und gerne 2000 Dollar im Monat kosten, erzählt uns Jimi Billingsley, ein Kunstfotograf, der beide Enden der Williamsburg Bridge gut kennt.

Die Mietzinsen in Williamsburg können sich heute nur noch Zuzüger leisten, die nicht von ihrer Kunst allein leben. In der Lower East Side ist die Aufwertung noch nicht ganz so weit fortgeschritten. Und das macht den grossen Reiz dieser Gegend aus. Koscher essen? Kein Problem. Chinesisch reden? In manchen Strassen Pflicht.

Einkaufstipps gibt es viele: Der Canal Street sollte man entlanggehen, der Broom Street ebenfalls. Wer auf Lampen steht und sich fragt, wo die in Europa angesagten Retro-Glühbirnen herkommen, wird in der Bowery Street fündig. Und wer Hollywood-Erinnerungen wecken möchte, isst einen Hot Dog in Katz's Delicatessen, jenem Restaurant, das durch die Orgasmus-Imitationsszene in «When Harry Met Sally» legendär geworden ist.

Früher galt die Ecke als die verruchteste von ganz Manhattan. Entsprechend überrascht waren viele New Yorker, als das New Museum 2002 ankündigte, an die Bowery Street zu ziehen. Das Umfeld zählte gerade mal ein knappes Dutzend Galerien. Heute finden sich 100 Kunstgalerien in der Lower East Side, im Monatstakt poppt eine neue auf, was verdeutlicht: Die Aufwertung ist in vollem Schwung. Sie schlägt sich bereits in den Mietzinsen nieder. Allein in der

Orchard Street sollen sich die Immobilienpreise innert zweier Jahre verdreifacht haben, erzählen Ladenbesitzer. Das ist die Schattenseite der Attraktivitätssteigerung dieses Viertels.

Ein Museum mit Besuchszwang

Hier liessen sich viele Ankömmlinge aus Europa nieder, die ihre alte europäische Heimat aus Not verliessen. Dass die Lower East Side vor 100 Jahren das dichtest besiedelte Quartier der Welt war, erfährt man im Tenement Museum, dessen Besuch unbedingt zu empfehlen ist.

Überhaupt ist diese südliche Lage attraktiv als Standort für New-York-Besuche: Zu Fuss kommt man innerhalb von zehn Minuten nach Little Italy, Chinatown, Soho oder ins East Village. Zudem ist gerade in den Sommermonaten die Nähe zum East

Ausgehen

In der Orchard und der Ludlow Street finden sich zahlreiche Bars.

Anbeissen

Der Besuch von Katz's Delicatessen, bekannt aus dem Film «Harry und Sally».

Ausgeben

Geld für junge Kunst – oder für schicke Lampen.

Anschaun

Das Lower East Side Tenement Museum, das die Immigrationsgeschichte New Yorks eindrücklich vor Augen führt.

Aufsetzen

Eine der Brillen von Moscot, dem legendären Brillengeschäft, das heuer 100-Jahr-Jubiläum feiert.

River nicht zu unterschätzen: Nicht nur, weil man diesen in 40 Minuten überqueren kann. Sondern auch, weil im heissen New Yorker Sommer die Nähe zum Wasser erfrischend sein kann. Allerdings dauert es, bis die Millionenstadt neue Ideen für die Nutzung des Ufers umgesetzt hat.

So oder so: Man sollte «LES» auf keinen Fall auslassen – noch sind die Preise für Unterkünfte moderater als im Zentrum Manhattans, noch kriegt man für weniger als 200 Dollar eine Zwei-Zimmer-Wohnung mit Charme und Platz für vier Personen, inklusive Aussicht auf den Seward Park. Gebucht haben wir via Airbnb und waren begeistert, zumal wir in der klassischen Hotellerie für den gleichen Preis gerade mal die Hälfte bekommen hätten: halb so viel Ausstattung und halb so viele Quadratmeter.

tageswoche.ch/+wn2ni

×

Auch hinter den Fassaden charmant: Das alte New York in der «LES».

FOTO: MARC KREBS





Werke mit grosser Geste: Jakob Probsts «Diana» im Uni-Innenhof in Basel.

FOTO: MARTIN STOHLER

Zeitmaschine

Das Heroische an Jakob Probsts Werken wirkt heute antiquiert. Ihre Oberflächen faszinieren aber noch immer.

Der Meister des Rauhen

von Martin Stohler

Der Reigoldswiler Bildhauer Jakob Probst (1880–1966) war seinerzeit ein weit über die Baselbieter Kantons Grenzen hinaus bekannter Künstler, der auch internationale Beachtung fand.

An der Schweizer Landesausstellung von 1939 war er mit einem Werk vertreten, das von der Begleitpublikation «Das goldene Buch der LA» als «wundervolle Frauengruppe» bezeichnet wurde. Für Genf schuf er das Henri-Dunant-Denkmal, in Dornach erinnert ein monumentales Steinrelief an die Schlacht von 1499. In seinem Heimatkanton Baselland ist Probst mit mehreren

Werken öffentlich präsent, in Liestal etwa mit dem Wehrmannsdenkmal und dem Heini-Strübin-Brunnen beim alten Zeughaus, in Sissach im Park des Schlosses Ebenrain mit einem «Schwörenden» und einem stämmigen Pferd.

Auch in Basel, wo Probst von 1913 bis 1932 sein Atelier hatte, war er ein geschätzter Künstler. Hier findet man im öffentlichen Raum unter anderem an einem Kapitell des Kunstmuseums seinen «Vater Rhein», beim Bernoullianum seine «Ruhende» und im Innenhof des Kollegiengebäudes der Universität seine «Diana». Letztere ist ein Geschenk der Nitoba aus Anlass der 500-Jahr-Feier der Universität im Jahr 1960.

Trotz der Präsenz seiner Werke ist ihr Schöpfer heute in Basel weitgehend vergessen. Das mag damit zu tun haben, dass Probst 1932 zunächst nach Genf zog und 1963 schliesslich nach Vira im Tessin. Es hat aber auch damit zu tun, dass Probsts Plastiken heute oft antiquiert wirken.

Jakob Probsts Werke sind in einer Zeit entstanden, die durch zwei Weltkriege und die geistige Landesverteidigung geprägt war. Sie haben oft einen Zug ins übersteigert Heroische, der uns fremd geworden ist. Eher noch zugänglich sind uns der Gestus, mit dem Probst seine Skulpturen ausgearbeitet, und sein Umgang mit dem Material, aus dem er die Werke geschaffen hat.

Ein Rüffel statt Lob

Dazu passt eine Anekdote, die sein Baselbieter Bildhauerkollege Fritz Bürgin (1917–2003) gerne erzählte. Als junger Mann ging Bürgin dem etablierten Kollegen gelegentlich im Atelier zur Hand. Einmal sollte Bürgin nach den Anweisungen des Meisters die Umrisse einer Figur aus einem Steinblock meisseln. Bürgin gab sich Mühe, dies besonders «schön» und sorgfältig zu tun. Statt des erhofften Lobes fing er sich damit aber einen Rüffel ein.

Als Probst sah, wie Bürgin vorgegangen war, sagte er ihm, er solle vorwärts machen und dafür sorgen, dass man auch an der Menge des abgeschlagenen Materials am Boden sehe, dass er gearbeitet habe.

Jakob Probst liebte raue, schroffe, nicht bis ins Letzte geglättete Oberflächen. Diese können auch heute noch faszinieren – wenn man sich Zeit nimmt und sich auf sie einlässt.

tageswoche.ch/+12f2t

×

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

NACHMIETER GESUCHT FÜR ALTBAUWOHNUNGEN AM LINDENBERG

Wir suchen auf den 1. September 2015 Nachmieter für zwei schöne Altbauwohnungen mit Charme am Lindenberg 19. Die Wohnungen haben eine Loggia zur Strasse sowie einen Balkon auf den Hinterhof.

4,5-Zi-Wohnung im 2. Obergeschoss 85m²

Miete/Monat CHF 1900.00

Netto Miete/Monat CHF 1700.00

Nebenkosten/Monat CHF 200.00

4,5-Zi-Wohnung im 3. Obergeschoss 85m²

Miete/Monat CHF 2094.00

Netto Miete/Monat CHF 1920.00

Nebenkosten/Monat CHF 174.00

Besichtigungstermin:

Mittwoch, 8.7.2015

von 18.00 bis 19.00 Uhr

2 TICKETS FÜR PATENT OCHSNER / LO&LEDUC, SA. 11.7

Verkaufe zwei Tickets (regulär je 65 CHF) für Summerstage in der Grün 80 vom 11. Juli 2015 für 120 CHF da leider selbst verhindert.

BEWEGUNGSRAUM STUNDEN- WEISE ZU VERMIETEN

Kleiner und feiner, lichtdurchfluteter Raum, mit wunderbaren Schwingboden! Geeignet für Tanz- und Bewegungskurse, Gesang, Theater, Meetings (keine Partys) in Kleingruppen. Der Raum befindet sich im Dreispitzareal, Reinacherstrasse, Basel.

GEMÜTLICHE 3-ZIMMER-ALTBAU- WOHNUNG IM ST. JOHANN

Zur Untermiete vom 1. November 2015 bis Ende Februar 2016, möbliert (ganz oder teilweise). Geeignet für Paar oder kleine WG in unmittelbarer Nähe zum Voltaplatz. 3 Zimmer mit Fischgrätparkett, 61 Quadratmeter und Balkon in den ruhigen, grünen Hinterhof. Küche, Badezimmer mit Dusche/Bad und separates WC, renoviert 2010. Wohnung befindet sich im Hochparterre. 100 Meter von Tramhaltestelle entfernt. Einkaufsmöglichkeiten in fünf Minuten zu Fuss erreichbar.

SILBERNER HERRENRING VERLOREN NÄHE SCHÜTZENMATTE

Am Do, 11.6., zwischen Jugi Neubad und Gottfried Keller Schulhaus habe ich einen Herrenring verloren: klarer geschliffener Bergkristall roséfarben in Goldfassung auf Silberreif, recht gross. Ein Erbstück – bitte melden, danke!

TAGESDECKE HANDARBEIT UNIKAT

Bettüberwurf für Bett Queensize (160x200). Handgenäht und handbemalt aus Bali nach eigenem Entwurf. Asiatisches Motiv mit Pagode und Segelbooten sowie Blütenzweig.

KLAVIER

Marke Schmidt-Flohr, Baujahr 1967, in gutem Zustand. Muss gestimmt werden. Breite 138, Höhe 107cm. Wir ziehen in eine kleinere Wohnung, dort fehlt der Platz. Richtpreis Fr. 220.– mit dem Klavierstuhl. Abzuholen in Basel.

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

SENIOR-SYSTEM-SPEZIALIST (W/M) 100%

Für ein langfristiges Projekt in Basel bei einem unserer Kunden in der Pharmabranche suchen wir einen erfahrenen Senior-System-Spezialisten

TECHNISCHER KAUFMANN (W/M), RAUM BASEL

Für unsere Partnerkunden suchen wir im Raum Basel per sofort oder nach Vereinbarung eine/n Technischen Kaufmann (w/m).

SACHBEARBEITER/IN 100% IN BASEL

Für unsere Partnerkunden (unterschiedliche Branchen) suchen wir Sachbearbeiter/in 80–100% im Raum Basel, nach Vereinbarung.

AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

TagesWoche 061 561 61 61

Post CH AG

ANZEIGE



RENAULT
Passion for life

Renault KADJAR

Nicht warten. Starten.



Jetzt den neuen 4x4 bei uns Probe fahren.

www.renault.ch



Basel: Garage Keigel, 061 565 11 11 – Basel: Madörin + Pellmont AG, Gotthelf-Garage, 061 308 90 40 – Bubendorf: Auto Recher AG, 061 951 22 66 – Füllinsdorf: Garage Keigel, 061 565 12 20 – Itingen: Ritter Automobile AG, 061 971 60 60 – Muttenz: Garage Stocker, 061 461 09 11 – Nunningen: Garage Erich Hänggi, 061 791 09 11 – Oberwil: Garage Keigel, 061 565 12 14 – Ormalingen: Garage Ernst Buser AG, 061 985 87 87 – Reinach: Birseck Garage, 061 711 15 45 – Sissach: Hediger Automobile AG, 061 971 29 10 – Zwingen: Garage Keigel, 061 565 12 22